

MAGAZIN

der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf



Jede Menge Expertise

Politikberatung an der
Heinrich-Heine-Universität



GERMANISTIK
Paris oder
Positano?

WIRTSCHAFTSWISSENSCHAFT
Digital bezahlen –
Der Bitcoin-Boom

INFORMATIK
Day Science und
Night Science

hhu.



Jetzt die App zur Messe laden!
campusmesse-duesseldorf.de

Campusmesse Digital 2021

19. Mai 2021 10.00 – 17.00 Uhr

Gefördert durch

Deutsche
Hochschulwerbung

Studierendenwerk
Düsseldorf

stellenwerk
jobportal universität düsseldorf

Editorial



Liebe Leserin, lieber Leser,
Wissenschaft im Elfenbeinturm? Wohl kaum, eher: Universität als Leuchtturm. Mit dem Titelthema „Politikberatung“ nimmt das MAGAZIN ein höchst aktuelles Thema in den Blick, das an der Heinrich-Heine-Universität schon seit 2019 unter dem Stichwort „beratende Wissenschaftskommunikation“ auf der Tagesordnung steht.

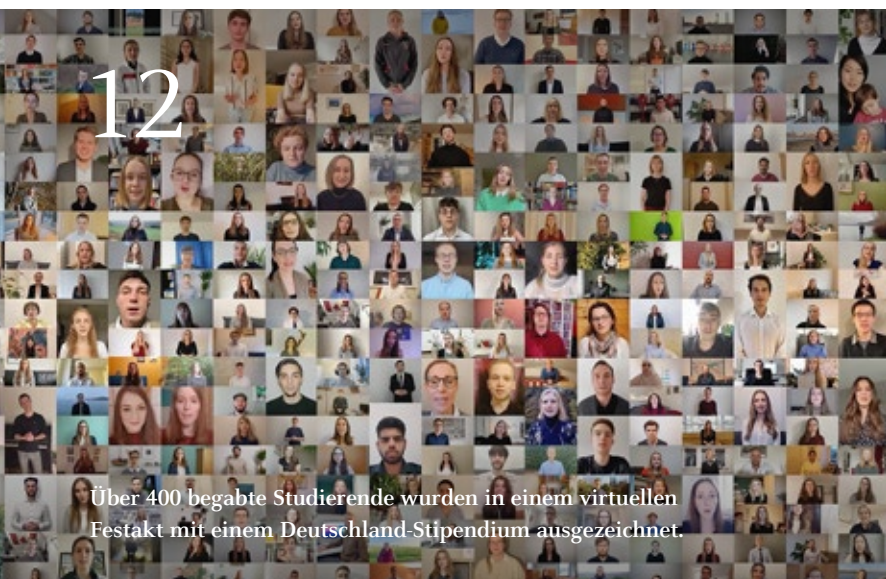
„Wir sehen es als unsere Verantwortung, wissenschaftliche Erkenntnisse über die wissenschaftliche Öffentlichkeit hinaus in gesellschaftliche Debatten zu tragen“, entschied das Rektorat damals. Dass die Erwartungen von Politik, Medien und Gesellschaft an die Wissenschaft hoch und manchmal auch übertrieben sind, hat die Corona-Krise deutlich gezeigt. Und das betonen auch die hier vorgestellten Forscher*innen – sie nennen die Fakten aus ihren jeweiligen Disziplinen und weisen immer wieder darauf hin: die eigentliche Werteentscheidung trifft die Politik und das heißt letztendlich die Bürger*innen. Dass alle Beteiligten das gut informiert tun, dazu möchte die HHU ihren Beitrag leisten.

Bleiben Sie interessiert und vergnügt

Phil
Victoria Meinschäfer

Dr. Victoria Meinschäfer

1 — 2021




Campus

- 06 ENTLANG DER MAGISTRALE
- 07 Anja Steinbeck als Hochschulmanagerin des Jahres geehrt
- 08 Kann die Qualität von Publikationen bewertet werden?
- 10 Ein Gemälde für den Selma-Meyer-Hörsaal
- 12 Mit 403 eingeworbenen Stipendien an der Spitze in NRW
- 16 MOMENTAUFNAHME

Titel

- 28 **Jede Menge Expertise – Politikberatung an der Heinrich-Heine-Universität**
- 33 Prof. Dr. Rupprecht Podszun im Interview – „Ich habe gelernt, die Kernbotschaft zu platzieren“
- 36 PD Dr. Stefanie Michels arbeitet zur Kolonialgeschichte – Politik beraten? Politik begleiten!
- 39 Dr. Melanie Reddig ist Mitglied im CoRE-Forschungsnetzwerk – „Wir beraten uns gegenseitig“
- 40 Prof. Dr. Jörg Timm im Interview – „Wenn ich gefragt werde, nenne ich die Fakten“

28



Wissenschaftler*innen der HHU stellen ihre Expertise Politik und Medien zur Verfügung.



Reisen führten die Bürger*innen der Bonner Republik in den Süden. Nicht nur zur Erholung, sondern auch, um Anschluss an den aktuellen philosophischen Diskurs zu finden.

FOTO PICTURE ALLIANCE – SERBALD

20

Fakultäten

PHILOSOPHISCHE FAKULTÄT

- 18 Wie wirkt islamistischer Antisemitismus auf jüdisches Leben in Deutschland?
- 20 Paris oder Positano? Über das Reisen in der jungen Bundesrepublik
- 24 Meyer-Struckmann-Preis 2020 – Prof. Helen Margetts ausgezeichnet

WIRTSCHAFTS- WISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT

- 25 Der Bitcoin-Boom

MATHEMATISCH- NATURWISSENSCHAFTLICHE FAKULTÄT

- 42 Nachhaltigere Landwirtschaft mit mehrjährigen Getreiden
- 47 Day Science und Night Science

MEDIZINISCHE FAKULTÄT

- 50 Zwölf Jahre Männerkongress an der HHU
- 52 Hohe Dunkelziffer – Eine repräsentative Studie zeigt viele unerkannte Sars-CoV-2-Erkrankungen

JURISTISCHE FAKULTÄT

- 54 Die Plattformgiganten zähmen

Personalia

- 58 ERNENNUNGEN, TODESFÄLLE

- 03 EDITORIAL
- 57 NEUERSCHEINUNGEN
- 58 IMPRESSUM



FOTO ISTOCKPHOTO – BARANQZDEMIR

25

Oft totgesagt, aber lebendig wie selten: Bitcoins. Für den Ökonomen Dr. Andrew Isaak ein spannendes Forschungsthema.



FOTO CHRISTOPH KAWAN

Es grünt so grün...

Roter Steinfußboden und viel Beton – die Gänge und Flure im 25er und 26er Gebäudekomplex sind zweckmäßig, doch nicht gerade einladend. Das ändert sich jetzt, denn das Dezernat 6 ließ in Zusammenarbeit mit dem Universitätsklinikum Düsseldorf die vier langen Becken und dreizehn Quader neu bepflanzen. Entstanden ist eine Augenweide.

Ausgezeichnet

Prof. Dr. Michiko Mae ist die Höffmann-Wissenschaftspreis-trägerin 2020. Die emeritierte Professorin der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf erhält den mit 10.000 Euro dotierten Preis unter anderem für ihre Forschung zur Gegenwartskultur und -gesellschaft in Japan und Deutschland. „Ihre herausragend sichtbaren Arbeiten erlauben uns einen genauen Blick auf beide Kulturen, die bis in die jüngste Gegenwart hinein erschlossen werden“, so das Juryurteil.



FOTO PRIVAT

Neue Podcast-Reihe: Bei Anruf Wettbewerb

Seit Ende Januar fachsimplen Ordnungsökonom Justus Haucap, Direktor des Düsseldorf Institute for Competition Economics, und Wettbewerbsrechtler Rupprecht Podszun, Direktor des Instituts für Kartellrecht (beide HHU Düsseldorf), in ihrem neuen Podcast am Telefon über tagesaktuelle Entwicklungen der Wettbewerbswelt – informativ, unterhaltsam und professionell. Zu hören ist „Bei Anruf Wettbewerb“ über die Plattformen Spotify, Pocket Casts, Breaker, Radio Public sowie Google Podcast.



COVER HANSEK VERLAG

Die Uni im Roman

„Die Uni wollte mich und sie wollte meinen Bestseller, und sie hatte auch nichts gegen einen Orchideenstudiengang mit einem hippen Namen, der ihr mediales Interesse garantieren würde. Aber ich hätte auch Porn Studies unterrichten können, wenn ich das gewollt hätte“, sagt Saraswati in dem gerade erschienenen Roman „Identitti“ der Kulturwissenschaftlerin Mithu Sanyal. Diese wurde 2007 an der Philosophischen Fakultät promoviert und hat Düsseldorf und die Uni zum Schauplatz ihres ersten Romans gemacht: Die Professorin mit dem überbordenden Selbstbewusstsein ist gar keine Person of Colour – ein Skandal ...

CHE und „Die Zeit“ zeichneten HHU-Rektorin aus

Anja Steinbeck als Hochschulmanagerin des Jahres geehrt

Das CHE-Centrum für Hochschulentwicklung und „Die Zeit“ haben Prof. Dr. Anja Steinbeck zur „Hochschulmanagerin des Jahres 2020“ gekürt: Nach Ansicht einer hochkarätig besetzten Jury führt die Rektorin der HHU ihre Institution in herausragender Weise und beweist auch in der Corona-Pandemie besondere Krisen- und Leitungskompetenz. Die Bekanntgabe erfolgte am Nachmittag des 2. Dezember im Rahmen einer digitalen Bildungskonferenz vor rund 2.000 Teilnehmer*innen. Die Übertragung der Preisverleihung fand live statt, moderiert von Jurymitglied Marion Schmidt, mit der Hochschulratsvorsitzenden Anne-José Paulsen und Mitgliedern des Rektorats in einem HHU-Hörsaal.

Gewürdigt wurde die „Hochschulmanagerin des Jahres“ aufgrund ihrer großen Verdienste um die HHU und wegen ihres überzeugenden Corona-Krisenmanagements. Der Titel ist die bundesweit bedeutendste Auszeichnung im Bereich Hochschulmanagement, über die Vergabe hat eine hochkarätige Jury entschieden. Ihr gehören neben Marion Schmidt unter anderem die ehemalige Bundesforschungsministerin Prof. Dr. Johanna Wanka, der Leiter des Ressorts „Wissen“ der „Zeit“ Manuel J. Hartung und CHE-Geschäftsführer Prof. Dr. Frank Ziegele an. Aus der Begründung der Jury für die Wahl der Titelträgerin: „Bei Frau Steinbeck zeigt sich ein

sehr rundes Bild in allen betrachteten Aspekten der diesjährigen Auszeichnung – guter Rückhalt im Team, gute Selbsteinschätzung und innovative Ansätze zur Krisenbewältigung.“ Die Jury verweist zudem darauf, dass die Rektorin bei der Krisenbewältigung klar die Führungsrolle übernommen habe, sie „bezieht aber gleichzeitig alle Beteiligten ein und ruft in der ihr eigenen Art der vertrauensvollen Zusammenarbeit optimal die Kompetenzen der Beteiligten ab.“

„Völlig verdient“

„Völlig verdient geht diese deutschlandweit wichtige Auszeichnung an Anja Steinbeck“, freute sich die Hochschulratsvorsitzende der HHU, Anne-José Paulsen. „Sie hat unsere Universität nicht nur kompetent durch die anhaltende Coronakrise geführt, sondern bereits seit ihrem Amtsantritt Maßstäbe für die Förderung unserer Wissensgesellschaft gesetzt, etwa durch die Positionierung der HHU als Bürgeruniversität oder die von ihr initiierte Wissensregion Düsseldorf. Insofern handelt es sich auch um einen wunderbaren Erfolg für ganz Düsseldorf.“

„Bei aller Freude, Hochschulmanagerin des Jahres zu werden, möchte ich ausdrücklich auf die Personen hinweisen, die gemeinsam mit mir im Team die Entwicklung der HHU seit Jahren vorantreiben“, erklärte Rektorin Steinbeck. „Das sind in erster Linie unser Kanzler Dr. Martin Goch und die weiteren Rektoratsmitglieder. Die Coronakrise hat zudem besonders deutlich vor Augen geführt, wie wichtig das Engagement der vielen Mitarbeiter*innen in Lehre, Forschung, Verwaltung und IT ist. Sie alle haben diesen Preis, meinen persönlichen Dank und eine Feier verdient – und die holen wir ganz bestimmt nach.“

Laudatorin Carola von Schmettow, Sprecherin des Vorstands HSBC Deutschland und Alumna der HHU, hob in ihrer Laudatio hervor: „Anja Steinbecks Idee der Bürgeruniversität ist aller Mühe wert, weil das große Aufklärungsprojekt heute wieder hochaktuell ist: eine solide informierte und emanzipierte Bürgerschaft. Sie ist das einzige, was uns auf Dauer vor den Folgen von Populismus und Verschwörungstheorien bewahren kann.“

A. Z.

Prof. Dr. Anja Steinbeck und Jurymitglied Marion Schmidt bei der teilvirtuellen Preisverleihung.



FOTO PAUL SCHWABER

Bibliometrie

Kann die Qualität von Publikationen bewertet werden?

VON ARNE CLAUSSEN

Verschiedene Indizes, zum Beispiel der sogenannte „Impact Factor“, dienen dazu, Aussagen über die Wichtigkeit wissenschaftlicher Journale und damit auch der in ihnen erschienenen Artikel zu machen. Doch was hat es mit diesen Zahlen auf sich, wie aussagekräftig und universell anwendbar sind sie?

Bibliometrie trifft, allgemein gesagt, quantitative Aussagen über die Publikationstätigkeit. Sie bewertet, wie viel in einer wissenschaftlichen Disziplin publiziert wird. Damit wird es unter anderem möglich, besonders dynamische Themen zu identifizieren, zu denen gerade viel veröffentlicht wird.

Verschiedene Indizes bewerten zunächst einmal wissenschaftliche Zeitschriften und somit, wie die Gesamtheit der in ihnen erschienenen Artikel rezipiert wird. Häufig wird der „Journal Impact Factor“ (kurz JIF) angegeben, der von der Zitationsdatenbank „Web of Science“ ermittelt wird und hinter dem das Unternehmen Clarivate Analytics steht. Eine andere Kennzahl ist zum Beispiel der „CiteScore“ vom Verlag Elsevier. Er basiert auf den Zitaten, die in der Datenbank Scopus zu finden sind.

Der JIF zählt jeweils in einer Zeitspanne von zwei Jahren, wie oft Publikationen einer Zeitschrift in anderen wissenschaftlichen Artikeln zitiert wurden. Daraus wird eine

Indexzahl bestimmt. Der JIF ist also ein globaler Faktor für alle in der Zeitschrift erschienenen Artikel: Er kann nach oben schnellen, wenn ein einzelnes Paper extrem oft erwähnt wurde. Damit mittelt der JIF über alle Artikel in der Zeitschrift, egal ob sie zitiert werden oder nicht. Selbst bei Organen wie Nature werden 20 Prozent der Veröffentlichungen aber nicht weiter erwähnt.

Was ist die Datenbasis?

„Auch wenn viele Autor*innen in ihren Publikationslisten den JIF angeben und damit möglicherweise suggerieren wollen, dass ein hoher JIF auch bedeutet, dass ihre eigene Publikation von hoher Qualität ist, ist dieser Schluss nicht wirklich richtig“, erläutert Dr. Gedrath, Fachreferentin unter anderem für Chemie und Medizin an der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf. Ihr Kollege Thorsten Lemanski, Leiter der Abteilung Digitale Dienste, ergänzt: „Ein solcher Rückschluss ist maximal indirekt möglich, insofern, als Journals mit hohem JIF wie Nature oder Science auch besonders strenge Qualitätskriterien an ein Paper legen, bevor es bei ihnen erscheint.“

Eine wichtige Frage ist: Was ist die Datenbasis? Also welche Journals wurden nach welchen Kriterien in die Statistik einbezogen, aus der letztlich der Index berechnet wurde. „Bei Web of Science müssen zum Beispiel englischsprachige Abstracts vorliegen“, so Lemanski, „aber andere Auswahlkriterien sind nicht so transparent.“ Dies ist teilweise auch ein Geschäftsgeheimnis der Unternehmen, die hinter den Indizes stehen.

„Kaum möglich ist es, anhand dieser Indizes verschiedene Disziplinen zu vergleichen“, betont Dr. Gedrath, „denn verschiedene Fächer haben sehr unterschiedliche Publikationskulturen.“ So veröffentlichen Geisterwissenschaft-

„Kaum möglich ist es, anhand dieser Indizes verschiedene Disziplinen zu vergleichen.“

Dr. Ina Gedrath — Academic Support



FOTOS: AGNES LUCAS

ler*innen selten in Journals, ihre Publikationskanäle sind Monografien und Aufsatzbände; diese werden aber mit dem JIF nicht erfasst.

Thorsten Lemanski ergänzt: „Dies gilt aber nicht nur zwischen grundsätzlich unterschiedlichen Fakultäten, schon innerhalb der Naturwissenschaften gibt es große Unterschiede.“ Während Biolog*innen und Mediziner*innen viel in Journals publizieren, sind zum Beispiel für Informatiker*innen Konferenzbände ein sehr wichtiges Medium. Hier gibt es sehr renommierte Konferenzen, deren Referent*innenkreis sehr selektiv besetzt ist; diese Konferenzbände werden nicht unbedingt in den Indizes erfasst. In der Physik spielen wiederum Preprints eine wichtige Rolle.

Publikationskulturen

Um die unterschiedlichen Publikationskulturen zu würdigen, berücksichtigt der Faktor „Cited half-life“ den zeitlichen Verlauf der Zitierungen: Während in manchen Disziplinen die (häufigen) Veröffentlichungen schnell „veralten“ und entsprechend nach wenigen Jahren kaum noch erwähnt werden, werden in anderen Disziplinen mit einer niedrigeren Publikationsfrequenz auch ältere Papers rezipiert. Eine in erster Näherung fächerübergreifende Kennzahl ergibt sich, wenn der JIF mit dem Faktor „Cited half-life“ multipliziert wird. Neben den Journal-Indizes gibt es

auch autorenbezogene Kennzahlen wie zum Beispiel den H-Index („Hirsch-Faktor“). Ein H-Index von 50 gibt an, dass mindestens 50 Veröffentlichungen einer/eines Autor*in mindestens 50-mal zitiert wurden. Dieser Wert kann im Laufe eines Forscher*innenlebens nur steigen. Er wird unter anderem auch bei Google-Scholars angegeben, sofern ein/e Forscher*in dort einen Account angelegt hat.

Einen anderen Ansatz verfolgen die Altmetriken. Diese sind bibliometrische Kennzahlen, die Reaktionen im Web auf wissenschaftliche Publikationen aufzeigen und messen, also etwa Blogposts, Facebookeinträge oder auch Twitternachrichten – was gerade in der Wissenschaft häufig genutzt wird. Der Nachteil ist, dass diese Medien sich nur gut auf Publikationen in frei zugänglichen Online-Zeitschriften beziehen können. Heraus fallen Online-Zeitschriften, an deren Artikel man nur gegen Bezahlung kommt; solche Papers sind schwer verlinkbar.

„Anhand der Publikationen oder deren Zitierungen darauf zu schließen, wie gut eine Wissenschaftlerin oder ein Wissenschaftler ist, ist seriös kaum möglich“, resümiert Dr. Gedrath. Die Indizes sind dafür einfach zu interpretierungswürdig. Lemanski: „Und auch ein Missbrauch – Stichworte: Selbstzitierungen und Zitierkartelle – ist nicht auszuschließen.“

KONTAKT

Dr. Ina Gedrath und Thorsten Lemanski

ina.gedrath@ulb.hhu.de

thorsten.lemanski@ulb.hhu.de



„Auch ein Missbrauch – Stichworte: Selbstzitierungen und Zitierkartelle – ist nicht auszuschließen.“

Thorsten Lemanski — Abteilungsleiter Digitale Dienste



Außergewöhnliche Ärztin und Pionierin gewürdigt

Ein Gemälde für den Selma-Meyer-Hörsaal

Als Frauen noch nicht wissenschaftlich arbeiten durften, setzte sie sich als Pionierin in ihrem Fach durch: Selma Meyer. 1922 wurde sie als erste Frau im Fach Pädiatrie und als zweite Frau an einer deutschen Medizinischen Fakultät habilitiert. Fünf Jahre später erfolgte die Ernennung an der Medizinischen Akademie Düsseldorf zur außerplanmäßigen Professorin für Kinderheilkunde. Beim Machtantritt der Nationalsozialisten 1933 wurde ihr als Jüdin die Dozentur entzogen, 1939 musste sie aus Deutschland fliehen. Die erste deutsche Professorin für Kinderheilkunde

wird nun zur Namensgeberin des größten Hörsaals der Medizinischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

Nach dem Konrad-Henkel-Hörsaal, den zwei Bilder des Düsseldorfer Malers Ulrich Erben schmücken, ist der neue Selma-Meyer-Hörsaal der zweite, der mit einem dafür angefertigten Gemälde ausgestattet wird. „Die Königin“ heißt das für diesen Ort und Zweck gemalte Werk, das Meral Alma gestiftet und mit seinen 200 x 265 cm auf die Situation im Hörsaal zugeschnitten hat. „Ursprünglich hatte ich vor etwa drei Jahren eine ver-

„Mit dieser Namensgebung würdigen wir, wie sehr sich Selma Meyer für das Wohl anderer eingesetzt hat.“

Prof. Dr. Klaus Pfeffer — ehem. Prorektor und Mit-Initiator

gleichbare Glas-Arbeit für ein Fenster angefertigt,“ erzählt die Düsseldorfer Künstlerin. „Das Gemälde prägt die Atmosphäre des Raums und ist präsent – eben wie das Wesen einer wahren Königin. Oder eben, wie im Fall von Selma Meyer, wie das Wesen einer echten Pionierin, die mit ihrem Mut, Kraft und Durchhaltevermögen auch heute noch andere inspiriert.“ Damit möchte sie ein Zeichen setzen, den eigenen Lebensweg zu finden und ihn ungeachtet jedweder Widerstände und Diskri-

minierungen zu gehen. Auffällig sind die geschlossenen Augen der kraftvollen und lebendigen „Königin“. „Für mich stehen die geschlossenen Augen für die Anmut dieser kraftvollen Figur. Sie nimmt sich etwas zurück, aber durchdringt trotzdem den ganzen Raum“, beschreibt Alma ihre Intention.

Namensgeberin für den größten Hörsaal der Medizin

Mit 400 Plätzen ist 13 A der größte Hörsaal in der Medizin. Der Fakultätsrat der Medizinischen Fakultät und der Vorstand des Universitätsklinikums Düsseldorf haben ihm den Namen dieser außergewöhnlichen Ärztin gegeben, die an der Medizinischen Akademie Düsseldorf tätig war. Vor allem der frühere Prorektor Prof. Dr. Klaus Pfeffer und die Inhaberin des früheren Lehrstuhls für historische Bildungsforschung an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Prof. Dr. Gisela Miller-Kipp, hatten sich seit 2018 für die Benennung engagiert.

„Mit dieser Namensgebung würdigen wir, wie sehr sich Selma Meyer für das Wohl anderer eingesetzt hat. Auch für uns ist es heute wichtig, Ausbildungswege zu ermöglichen und weiter zu verbessern, Neuland zu betreten und begangenes Unrecht niemals zu vergessen“, erklärt Prof. Pfeffer. K. K./V. M.

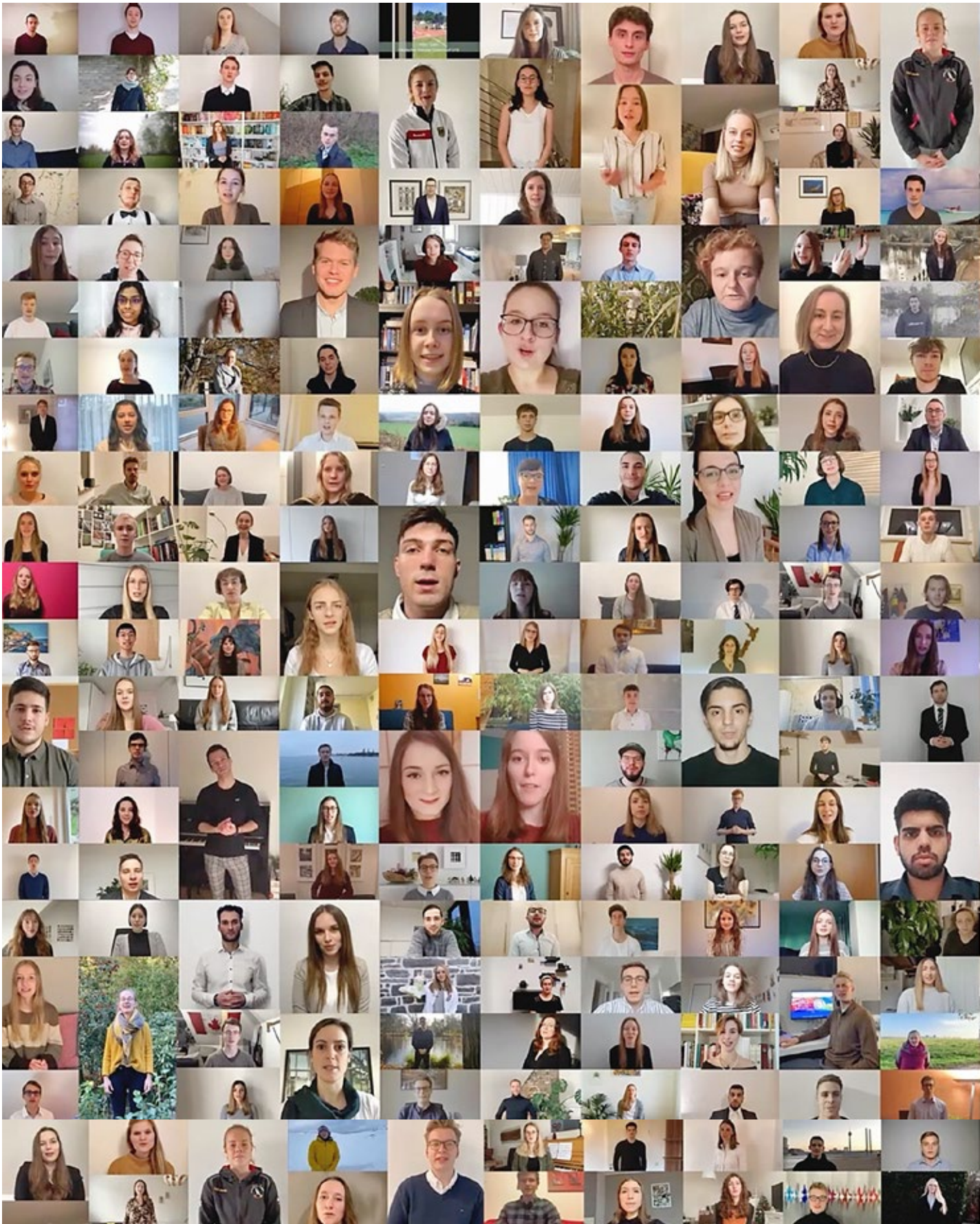
Prof. Dr. Selma Meyer (1881–1958)

Sie war die erste deutsche Professorin für Kinderheilkunde. 1908 schloss die Tochter einer jüdischen Kaufmannsfamilie eine Ausbildung zur Musiklehrerin ab. Ein besonderes Jahr, denn durch einen Erlass des Preussischen Kultusministers durften Frauen dann erstmals studieren. Kurzerhand holte die 27-jährige ihr Abitur nach und begann 1910 ihr Medizinstudium, das sie mit der Note „sehr gut“ abschloss. Nach ihrer Ausbildung zur Kinderärztin an der Berliner Charité und der Düsseldorfer Kinderklinik wurde sie ab 1921 Oberärztin der Infektionsklinik in Düsseldorf. Selma Meyer war nach Adele Hartmann die zweite Frau, die an einer deutschen medizinischen Fakultät die Venia Legendi erwarb. Sie befasste sich wissenschaftlich mit der Infektiologie und Immunologie im Kindesalter, der Morphologie des Blutes bei Mensch und Tier sowie mit sozialer Pädiatrie. 1939 musste sie als jüdische Ärztin fliehen und wagte später in New York einen weiteren Neuanfang: Mit 58 legte Meyer das amerikanische Staatsexamen ab und konnte eine Praxis eröffnen, in der sie bis zu ihrem Lebensende ihre Patienten und Patientinnen behandelte.

Nach Selma Meyer ist auch das erfolgreiche HHU-Mentoring-Programm benannt – eines der größten an Universitäten in Deutschland. Es unterstützt seit 2006 gezielt Doktorandinnen, sowie promovierte Wissenschaftlerinnen und Ärztinnen, die sich weiterbilden oder habilitieren. Mentorinnen und Mentoren motivieren sie, sich beruflich und persönlich weiterzuentwickeln.



FOTO PROF. DR. PETER VOSWINCKEL





Mit 403 eingeworbenen Stipendien an der Spitze in NRW

„Chancen nutzen“ – Das Deutschlandstipendium an der HHU



Die Geförderten hatten sich im Vorfeld der virtuellen Stipendienübergabe in Kurzvideos vorgestellt. Die eingesandten Beiträge wurden ihren Stiftern und Stifterinnen zur Verfügung gestellt und ebenfalls im Rahmen des Livestreams gezeigt.

VON CAROLIN GRAPE

Voller Erfolg: Insgesamt 403 begabte Studierende werden im Studienjahr 2020/2021 finanziell im Rahmen des Programms „Chancen nutzen“ – Das Deutschlandstipendium an der HHU unterstützt. Rektorin Prof. Dr. Anja Steinbeck: „Damit gehören wir zur Spitze in NRW, bzw. wir sind die Spitze – denn es gibt keine Universität, die mehr Stipendien hat als wir. Das freut uns sehr und zeigt einmal mehr, wie großartig Stadtgesellschaft und Unternehmen in der Region Düsseldorf ihre Universität unterstützen. Und wie sehr sie sich für die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses und für die jungen Menschen engagieren, die künftig Verantwortung in unserer Gesellschaft übernehmen. Dafür sind wir außerordentlich dankbar.“

Für den neuen Jahrgang engagieren sich gemeinsam mit Stipendien-Botschafterin Prof. Dr. Hannelore Riesner 81 Privatpersonen, Stiftungen und Unternehmen. Insgesamt stehen über 1,4 Millionen Euro zur Verfügung. Grundlage dieses Programms ist ein „Matching“-Verfahren – das Deutschlandstipendium wird zur Hälfte aus öffentlichen Mitteln des Bundes, zur Hälfte von privaten Förder*innen finanziert. Die Förder*innen, die die HHU gewinnen konnte, stellen

für jedes Stipendium monatlich 150 Euro zur Verfügung. Dieser Betrag wird mit derselben Summe vom Bund aufgestockt.

300 Euro pro Monat

So haben jede Stipendiatin und jeder Stipendiat für die Dauer von mindestens zwei Semestern 300 Euro pro Monat zur freien Verfügung.

„Gerade in diesem Jahr ist es besonders wichtig, denn viele Studierende haben in der Pandemie ihren Nebenjob verloren und sind auf finanzielle Unterstützung ganz besonders angewiesen“, resümiert die Rektorin.

Das Deutschlandstipendium an der HHU ist leistungsorientiert ausgerichtet, gefördert werden Studierende, die zu den besten 10 bis 15 Prozent ihres Jahrgangs gehören. Neue Förderlinien für Studierende, die immer noch sehr gut sind, aber eben auch Leis-

tung auf anderen Gebieten erbringen, sind dazugekommen: „Unter den 403 vergebenen Stipendien sind acht für Studierende, die Leistungssport betreiben, 16 für Studierende mit Kind und 34 für Bildungsaufsteiger*innen“, so Prof. Dr. Anja Steinbeck.

Persönlicher Kontakt

Basis für den anhaltenden Erfolg von „Chancen nutzen“: die individuelle Betreuung aller Beteiligten durch die HHU sowie der persönliche Kontakt zwischen den Stiftern und den Geförderten. Als Auftakt dazu dient normalerweise die festliche Übergabe der Stipendienurkunden in einem großen Hörsaal am Ende eines jeden Jahres. Aber wie plant man einen solchen Festakt, wenn persönliche Treffen nicht möglich sind? Mit einem zwischenzeitlich bewährten digitalen Format: Geförderte und Förder*innen wählten sich in eine virtuelle Veranstaltung ein. Dort begrüßten per Livestream aus dem Hörsaal 3A zunächst Rektorin Anja Steinbeck, dann Ehrensatorin Hannelore Riesner, Vorsitzende des Beirates der Universitätsförderung.

Vorstellung per Kurzvideo

„Das Programm, so wie wir es an der HHU verstehen, ist ein face-to-face-Programm, bei dem Förder*innen und Geförderte sich persönlich kennenlernen und voneinander profitieren. Daran wollen wir auch festhalten in Zeiten, in denen Abstandhalten das Gebot der Stunde ist. Unsere Technik hat es uns ermöglicht, dass sich die beiden Gruppen jeweils in einem virtuellen Raum treffen und dort austauschen können. Vielleicht ist das virtuelle Gespräch auch weiterhin eine Alternative, um im persönlichen Kontakt zu bleiben“, sagte Prof. Dr. Hannelore Riesner im Livestream.

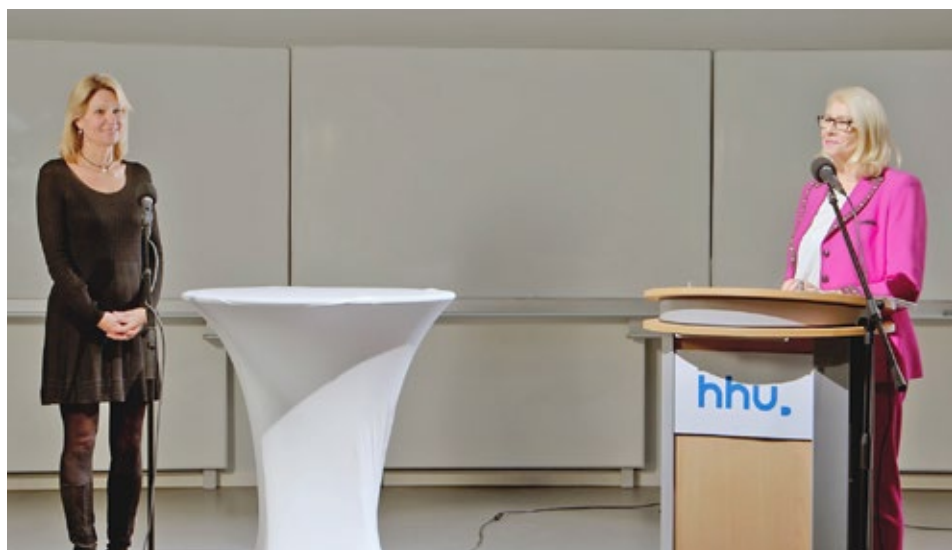
„Das Programm, so wie wir es an der HHU verstehen, ist ein face-to-face-Programm, bei dem Förder*innen und Geförderte sich persönlich kennenlernen und voneinander profitieren. Daran wollen wir auch festhalten in Zeiten, in denen Abstandhalten das Gebot der Stunde ist.“

Prof. Dr. Hannelore Riesner — Ehrensatorin und Vorsitzende des Beirates der Universitätsförderung

Um den Gesprächseinstieg in die jeweiligen Stifter*innengruppen zu erleichtern, hatten die Stipendiat*innen Kurzvideos produziert und ihren jeweiligen Förder*innen im Vorfeld geschickt. Die eingesandten Beiträge dienten ebenfalls als Grundlage für einen Videoeinspieler sowie eine Fotocolage – beides im Livestream zu sehen.

Das Konzept ging auf und kam gut an: Mehr als eine Stunde waren Stifter*innen

mit „ihren“ Stipendiaten*innen – insgesamt fast 500 Teilnehmer*innen – zwar räumlich getrennt, aber dennoch digital verbunden. Obwohl die Veranstaltung vermitteln konnte, dass die HHU auch unter erschwerten Bedingungen lebendig ist, gaben sowohl die Rektorin als auch die Stipendienbotschafterin ihrer Hoffnung Ausdruck, die nächste Stipendienverleihung wieder in Präsenz durchführen zu können.



Die Stipendienübergabe fand in diesem Jahr im virtuellen Raum statt. Zunächst begrüßten Rektorin Prof. Dr. Anja Steinbeck und die Vorsitzende des Beirates der Universitätsförderung, Ehrensatorin Prof. Dr. Hannelore Riesner, die Teilnehmer*innen im Livestream.



Miniatur trifft Original

Eine prächtig-blaue Kleinausgabe der Heine-Statue am Fuße ihres Vorbilds vor der ULB. Zehn dieser 10 Zentimeter hohen Miniaturen gab es als Preise für die Teilnehmer*innen beim Heine-Zitatwettbewerb 2020 zu gewinnen. Mittels eines 3D-Druckverfahrens wurden sie am Institut für Pharmazeutische Technologie der HHU hergestellt.

FOTO PAUL SCHWADERER



Forschungsprojekt in den Sozialwissenschaften

Wie wirkt islamistischer Antisemitismus auf jüdisches Leben in Deutschland?

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Antisemitismus wird in Deutschland in den allermeisten Fällen immer noch selbstverständlich als rechte Gesinnung angesehen. Doch jüdisches Leben hier ist nicht nur von neuen und alten rechten Gesinnungen, sondern zunehmend auch durch den radikalen Islam bedroht. Was das mit den Betroffenen macht und zu welchen Folgen es führt, das untersucht das Forschungsprojekt „Auswirkungen des radikalen Islam auf jüdisches Leben in Deutschland“ von Prof. Dr. Heiko Beyer und Dr. Melanie Reddig (Institut für Sozialwissenschaften). Das Bundesministerium für Bildung und Forschung fördert es mit rund 500.000 Euro.

Reddig und Beyer gehen dabei sowohl qualitativ als auch quantitativ vor, in einem dritten Schritt wird zudem ein Praxispartner für die Umsetzung der Ergebnisse in politische Bildungsprogramme sorgen. In einer standardisierten Online-Befragung werden zunächst die konkreten Erfahrungen, die Bedrohungswahrnehmung und die daraus gezogenen Konsequenzen untersucht. Nachdem die Mitgliederzahl jüdischer Gemeinden zwischen 1955 und 2007 kontinuierlich angestiegen war, hat sie sich in den letzten zehn Jahren um ca. 10.000 Personen verringert. Rund ein Viertel dieses Verlustes sind auf Auswanderung zurückzuführen, doch die Gründe hierfür sind derzeit nicht klar. „Wir untersuchen, ob und in welcher Wei-

Diskriminierungserfahrung

se der radikale Islam eine Mitverantwortung für gestiegene Diskriminierungserfahrungen, Bedrohungswahrnehmungen und Emigrationsabsichten sowie andere Handlungsintentionen in Deutschland lebender Jüdinnen und Juden hat“, so Beyer. Im qualitativen Teil wird Teilprojektleiterin Melanie Reddig in ausführlichen Einzelinterviews 36 möglichst unterschiedliche Jüdinnen und Juden nach ihren Erfahrungen befragen. Rund 2200 Personen wird Beyer, der das quantitative Teilprojekt leitet, befragen, angesprochen werden Personen in den jüdischen Gemeinden und über das Eles Studienwerk, die Begabtenförderungseinrichtung für jüdische Studierende. „Da es nachvollziehbarerweise keine vollständige Liste aller in Deutschland lebenden Jüdinnen und Juden gibt, ist die Studie nicht ‚repräsentativ‘ im streng methodischen Sinne, so Beyer, „aber repräsentativer als alles, was wir bisher ha-

„Nur wenn alle Personengruppen den gleichen Anreiz haben, an der Studie teilzunehmen, können wir die Dunkelziffer antisemitischer Taten ungefähr abschätzen.“

Prof. Dr. Heiko Beyer — Sozialwissenschaftler

ben, denn wir verwenden mehrstufige Zufallsverfahren, um zum Beispiel den Effekt zu vermeiden, dass vor allem besonders Betroffene an der Studie teilnehmen. Nur wenn alle Personengruppen den gleichen Anreiz haben, an der Studie teilzunehmen, können wir die Dunkelziffer antisemitischer Taten ungefähr abschätzen.“ Schon die Erfassung der möglichen Teilnehmer*innen der Studie ist schwierig. Da sowohl religiöse als auch säkulare Personen angesprochen werden sollen, können die zu Befragenden nicht einfach über die jüdischen Gemeinden rekrutiert werden.

Die Motive bleiben oft im Dunklen

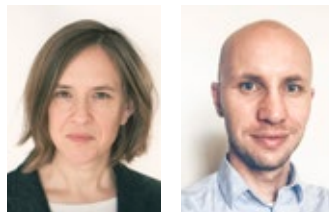
„Obwohl der Fokus der öffentlichen Wahrnehmung immer noch auf dem Rechtsextremismus liegt, wird doch auch der islamistische Antisemitismus in Deutschland seit einigen Jahren verstärkt untersucht“, so Reddig. Eine Gefahr sieht sie darin, dass islamistischer Antisemitismus häufig von eher rechten Parteien aufgegriffen wird: „Die öffentliche Thematisierung von islamistischem Antisemitismus wird meist den Falschen überlassen.“ Politische Akteur*innen aus dem rechten Lager instrumentalisieren so die antisemitischen Übergriffe, um ihre eigenen politischen Ziele durchzusetzen.

Insgesamt kam es laut Polizeistatistik 2019 zu 2032 antisemitischen Straftaten (Quelle: BMI), „das ist der

höchste Wert seit 20 Jahren“, so Beyer. Und das sind nur die gemeldeten Straftaten, die Dunkelziffer dürfte weit höher liegen. Neben Hassmails spielen auch Propagandadelikte und Friedhofsschändungen eine größere Rolle, in 73 Fällen wurde physische Gewalt ausgeübt. Doch die Motivation der Täter*innen bzw. ihre politische oder religiöse Ausrichtung bleibt sehr oft unklar. Bei Hassmails, die einen Großteil der Straftaten ausmachen, sind zum Beispiel die Verfasser*innen kaum zu finden. Welche Schlüsse ziehen Jüdinnen und Juden aus diesen Straftaten, verzichten sie vermehrt auf das Tragen religiöser Symbole wie etwa der Kippa, verlassen sie aufgrund der Erfahrungen Deutschland? Das werden Beyer und Reddig in den nächsten drei Jahren untersuchen und die Bedeutung des islamistischen Antisemitismus für die jüdische Community bestimmen.

„Die öffentliche Thematisierung von islamistischem Antisemitismus wird meist den Falschen überlassen.“

Dr. Melanie Reddig — Sozialwissenschaftler



KONTAKT

Dr. Melanie Reddig und Prof. Dr. Heiko Beyer
 Institut für Sozialwissenschaften
melanie.reddig@hhu.de
heiko.beyer@uni-duesseldorf.de



FOTOS PICTURE ALLIANCE - SEBALD

Paris oder Positano?

Reisen in den frühen Jahren der Bonner Republik
waren weit mehr als Urlaub



FOTOS PICTURE ALLIANCE - ANHEAS

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Das kleine Bonn, 1949 ganz plötzlich zum Regierungssitz der Bundesrepublik geworden, war ein häufig belächeltes Provinzkaff. Doch eben das öffnete nach Auffassung von Prof. Dr. Gertrude Cepl-Kaufmann und Dr. Jasmin Grande vom Institut Moderne im Rheinland den Blick. Die Bundesrepublik, die die Kulturhoheit von Anfang an bei den Ländern beließ, bot mit ihrer Beschränktheit zugleich die Offenheit für internationalen Austausch und den Blick in andere Länder. Viele Intellektuelle führte die Identitätssuche nach dem verlorenen Krieg nach Frankreich oder Italien. Doch Paris oder Positano waren weit mehr als Urlaubsorte, dahinter standen zwei verschiedene Sinndiskurse, Lebensstile, Deutungen.

Heimat und Sehnsuchtsorte der Bonner Republik – diese untersuchten das An-Institut der Heinrich-Heine-Universität und die „Forschungsgruppe Bonner Republik“ in der gleichnamigen Vorlesungsreihe im vergangenen Wintersemester. Die Idee von Europa war in politischer Hinsicht ein solcher Sehnsuchtsort, Frankreich und Italien ganz konkret: „Positano ist der eine Sehnsuchtsort für das Wirtschaftswunder-Deutschland, Paris bzw. St. Tropez der andere,“ erläutert Prof. Dr. Gertrude Cepl-Kaufmann. „Dabei sind die beiden Orte durchaus nicht austauschbar, sondern bedeuten den Anschluss an verschiedene Erinnerungskulturen“, ergänzt Grande.

Frankreich ist in der Adenauer-Ära noch als Erbfeind Deutschlands im allgemeinen Bewusstsein, „das war kein Schimpfbegriff, das war ein Fakt“, so Cepl-Kaufmann. Aber Frankreich ist auch mehr: Für die junge Generation, die den Anschluss an aktuelle philosophische Diskurse suchte, war es das Land des Existenzialismus. Und Paris war die Stadt, die intellektuelle Orientierung versprach, schon Mitte der 50er Jahre war es ein im Bewusstsein der Diskursgemeinschaft etablierter Ort. „Die Verbindung nach Paris war etwas Natürliches und die Pariser wiederum hatten den Bezug nach St. Tropez. Es war der

das Lebensgefühl und die Lebensform prägende Außenposten“, erklärt Cepl-Kaufmann. In St. Tropez lebten auch die kulturellen Instanzen, die die Theorien des Existenzialismus vermittelten und – anders als in Deutschland – eine Verbindung zwischen intellektueller Debatte und auch von der breiten Masse wahrgenommener Kultur schufen. Die Sängerin Juliette Greco und die Schriftstellerin Françoise Sagan vermittelten ein Lebensgefühl, in

Anschluss an den Diskurs

dem die Sinnsuche nicht mehr das Eigentliche war, sondern der Sinnverlust als solcher beschrieben wurde. Die Reisenden aus der Bundesrepublik suchten hier den Anschluss an den aktuellen internationalen intellektuellen Diskurs und beriefen sich zugleich damit auf eine Tradition, denn bereits seit dem 19. Jahrhundert hatte Paris die Deutungshoheit. Die Entscheidung für Paris bzw. St. Tropez war aber mehr als die Suche nach dem Hotspot der Philosophie, gerade für die Bewohner des Rheinlands war Frankreich immer auch der Ort, an dem so Widersprüchliches wie Rheinland-Besetzung und kultureller Kontakt, Erbfeindschaft und persönliche Freundschaft zusammenkamen. Was zum einen an der räum-

Abschiedsdrink an der Strandpromenade, bevor es zurück in die westfälische Heimat geht.

Auf dem Weg in den Süden macht eine Reisegruppe Rast an einem österreichischen See.

„Die Verbindung nach Paris war etwas Natürliches und die Pariser wiederum hatten den Bezug nach St. Tropez. Es war der das Lebensgefühl und die Lebensform prägende Außenposten.“

Prof. Dr. Gertrude Cepl-Kaufmann — Institut Moderne im Rheinland

lichen Nähe lag, schon in den 50er Jahren war die Reise nach Paris keine lange Autofahrt, und zum anderen nach dem Krieg durch die politische Freundschaft von Adenauer und de Gaulle noch erleichtert wurde.

Sehnsucht nach der Antike

War die Reise nach Paris und St. Tropez die Suche nach den neuen intellektuellen Angeboten, verband sich mit Italien dagegen oft auch eine (unausgesprochene) Sehnsucht nach der Antike, nach länger zurückreichenden Traditionslinien. Rom wurde durchaus als ein abendlän-

discher Ort wahrgenommen, der das klassische und das romantische Ideal verband und in dem zugleich die nicht weit zurückliegende faschistische Politik präsent war. „Italien war eine komplexe Gemengelage, stand für durchaus noch präsente Verbundenheit mit dem nationalsozialistischen Deutschland ebenso wie für das Land, in dem Goethe gelebt hatte“, so Grande. Und Cepl-Kaufmann erläutert: „Man ging hier stärker als in Frankreich in nationalen Identitäten aufeinander zu.“

Leichtigkeit und Lebensfreude und ein neues Frauenbild

Das süditalienische Positano dagegen wurde gleich zweimal zum Sehnsuchtsort der Deutschen. In den 20er Jahren entdeckten Künstler, insbesondere die des „Jungen Rheinland“, und Intellektuelle diese „poröse Stadt“, die hoch aufgetürmt über dem Meer aufragte und nahezu unbewohnt war. Rund die Hälfte der Einwohner war Mitte des 19. Jahrhunderts nach Amerika ausgewandert, Walter Benjamin, Siegfried Krakauer oder Theodor W. Adorno fanden hier einen gespenstischen Ort, in dem „das Poröse als Sinnbild der Zeit sichtbar wurde“, so Cepl-Kaufmann. Ein spannender Gegensatz zum direkt gegenüber gelegenen Capri, wo nahezu zeitgleich der Jet-Set der 20er Jahre Partys feiert, Friedrich Alfried Krupp eine Villa und eine eigene aufsehenerregende Straße bauen ließ. Ganz anders dann das Positano der 1950er Jahre. Ausgelöst von einem Essay von John Steinbeck für Harper's Bazaar entdecken die Amerikaner die Stadt. Nun war der Ort strahlend schön und stand für Leichtigkeit, Lebensfreude und auch ein neues Frauenbild. Hier drehte Hildegard Knef den Skandalfilm „Die Sünderin“, hier wurde dem spießigen Frauen- und Mutterbild der Nazis durch die hier lebende Elizabeth Taylor ein neues Bild entgegengesetzt. Hollywood entdeckte Positano und das bedeutete für die anreisenden Deutschen nicht nur italienisches Dolce Vita, sondern durchaus auch Internationalität und einen Blick auf amerikanischen Jet-Set.

„Landschaften haben ihre eigene Würde und treffen ihre eigene Aussage“, findet Cepl-Kaufmann oder, wie der Künstler Richard Seewald in den 20er Jahren schrieb: „Es haben nämlich Landschaften ihre Stunde, in denen sie die ihnen innewohnende Idee offenbaren.“ Die fluide Topographie des Rheinlands, die vom Fluss geprägte Stadt, das Provisorium, das länger hielt – all das sorgte für die Offenheit, die die Zeit und die Bonner Republik prägte. Die im Übrigen schon 1949 von dem Frankreich-Korrespondenten der F.A.Z. Paul Medina erstmals so benannt wurde.



In einer Taverne 1955

FOTO PICTURE ALLIANCE - ULLSTEIN BILD



Bummel durch Rom im August 1957

Kulturelle Instanzen wie Jean-Paul Sartre und Simone de Beauvoir zogen die Deutschen der Bonner Republik nach Paris (unten).



FOTO ULLSTEIN BILD - ROGER VIOLETTE/JACK NISBERG

„Italien war eine komplexe Gemengelage, stand für durchaus noch präsenzte Verbundenheit mit dem nationalsozialistischen Deutschland ebenso wie für das Land, in dem Goethe gelebt hatte.“

Dr. Jasmin Grande — Institut Moderne im Rheinland

Meyer-Struckmann-Preis 2020

Prof. Helen Margetts ausgezeichnet

Prof. Helen Margetts wurde Ende November 2020 mit dem Meyer-Struckmann-Preis der Philosophischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf ausgezeichnet. Damit ehrte die Meyer-Struckmann-Stiftung eine Forscherin mit exzellenter internationaler Reputation, die sich um die Forschung zu Digitalisierung und Demokratie große Verdienste erworben hat. Pandemiebedingt fand die Preisverleihung online statt. Nach Grußworten von der Rektorin Prof. Dr. Anja Steinbeck, Prof. Dr. Achim Landwehr, dem Dekan der Philosophischen Fakultät, und einer Laudatio von Prof. Dr. Michael Baumann (CAIS) hielt die Preisträgerin einen Vortrag zum Thema „Digitization and Democracy in a Crisis?“

Helen Margetts ist Professorin für Gesellschaft und Internet an der Universität Oxford und seit 2018 Programmleiterin für Public Policy am Alan Turing Institut in London.

Grundlagenforschung und Anwendungsorientierung

Sie hat zuvor als langjährige Direktorin des Oxford Internet Instituts maßgeblich an seiner Entwicklung zu einem der in der Welt führenden Institute für Digitalisierungsforschung beigetragen. „Helen Margetts steht für eine Ver-

bindung von avancierter Grundlagenforschung mit Anwendungsorientierung und Praxisrelevanz. Ihre Publikationen über den Einfluss von Sozialen Medien auf gemeinschaftliches Handeln oder den Einsatz von digitalen Instrumenten in Regierung und Verwaltung zeigen exemplarisch, dass der politische und gesellschaftliche Impact ihrer Forschung für Professor Margetts ein zentrales Anliegen ist,“ so Prof. Dr. Michael Baumann, Wissenschaftlicher Direktor des Center for Advanced Internet Studies (CAIS). 2019 wurde Margetts für ihre führende Rolle in der Forschung zu Technologie und Politik der „Order of the British Empire“ verliehen. V.M.

Meyer-Struckmann-Stiftung

Die Meyer-Struckmann-Stiftung fördert Wissenschaft und Forschung, insbesondere im Bereich der Kultur- und Geisteswissenschaften und verleiht jährlich die mit 20.000 Euro dotierte Auszeichnung. Die Mittel stammen aus dem Nachlass des Stifters, Fritz Meyer-Struckmann, Bankier in Essen. Die Jury entscheidet in jedem Jahr neu über das Forschungsfeld, aus dem der Preisträger/die Preisträgerin zu bestimmen ist. 2020 verlieh die Philosophische Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf zum 15. Mal die Auszeichnung.

Preisverleihung in Pandemiezeiten: Dekan Achim Landwehr gratulierte Helens Margetts in einer Zoom-Konferenz.



Der Bitcoin-Boom

Von der virtuellen Währung zum
hochspekulativen Investment?



VON CAROLIN GRAPE

Schon oft totgesagt und doch sind sie zurzeit lebendiger denn je: Die Medien sind voll von Meldungen über Bitcoins und andere digitale Währungen wie Ethereum oder Ripple – sie berichten wechselweise von dem Hype – und dann wieder von den Einbrüchen ihrer Kurse.

Für den Bitcoin, die bislang wichtigste Kryptowährung, begann das Jahr 2021 äußerst turbulent: Nach einem Rekordhoch im Januar von mehr als 41.000 Dollar brach der Kurswert innerhalb weniger Stunden um 20 Prozent ein, um dann Anfang Februar wieder um 20 Prozent in die Höhe zu schießen – ein Tweet von Tesla-Chef Elon Musk reichte aus.

Aus dem ursprünglich virtuellen Zahlungsmittel scheint inzwischen ein Spekulationsobjekt geworden zu sein. Mittlerweile investieren nicht nur private Anleger*innen, sondern zunehmend großnamige Unternehmen wie PayPal, Visa und Mastercard wie auch institutionelle Anleger wie Fonds und Banken. Sie verleihen dem Bitcoin Legitimität. Durch künstliche Verknappung – seine Anzahl ist grundsätzlich auf 21 Millionen Stück begrenzt – führt die derzeitige Nachfrage zu einem umso höheren Anstieg seines Kurses. Und aufgrund des anhaltenden Zinstiefs nutzen ihn immer mehr Anleger als Alternative zu ihren früheren Investitionen.

Vertrauensbildung

Dr. Andrew Isaak, Habilitand am Lehrstuhl für Entrepreneurship und Finance beschäftigt sich im Rahmen der Manichot-Graduiertenschule „Wettbewerbsfähigkeit junger Unternehmen“ der HHU Düsseldorf mit Kryptowährungen. Er geht der grundlegenden Frage nach, wie Vertrauen in neue, kontroverse digitale Märkte entstehen kann: „Ein sehr komplexes Thema! Kryptowährungsmärkte, wie der Bitcoin-Handel, bergen erhebliche Risiken und sie werden immer wieder mit illegalen Aktivitäten wie Drogenhandel, Korruption und Geldwäsche in Verbindung gebracht, bieten aber auch viele Chancen, wie zum Beispiel die Entwicklung neuer Geschäftsmodelle. Für letzteres braucht es Vertrauen. Bisher ist allerdings wenig erforscht, welche Faktoren die Vertrauensbildung und Akzeptanz beeinflussen. Und wir wissen noch zu wenig darüber, wie Menschen Kryptowährungen nutzen und mit ihnen handeln.“

Deshalb hatte Isaak mit einer Kollegin eine offene Diskussionsveranstaltung für Interessierte allen Alters im Haus

der Universität konzipiert, gefördert von der Bürgeruniversität. Die Pandemie kam dazwischen, sein Forum „Vertrauen in und Gebrauch von Kryptowährungen“ ist bis auf Weiteres verschoben.

Wie Kryptowährungen funktionieren

„Der Bitcoin ist die älteste und bekannteste Digitalwährung. Entstanden ist sie in der Finanzkrise 2008 als Gegenentwurf zu dem heute bestehenden Geldsystem, also der unbegrenzten Geldschöpfung der Zentralbanken sowie der fehlenden Anonymität gegenüber Banken und Aufsichtsbehörden. Sie nutzt kryptografisch verschlüsselte Computercodes. Wichtigste Merkmale des Bitcoins sind seine dezentrale Organisation und die Verwendung der Datenbanktechnik „Blockchain“ – kryptografisch verkettete Datenblöcke mit Transaktionsdaten. „Beides zusammen sichert den Bitcoin-Nutzern ein hohes Maß an Anonymität sowie eine höhere Effizienz durch schnellere Transfargeschwindigkeit bei gleichzeitig geringeren Transaktionskosten als im herkömmlichen Zahlungsverkehr“, so der Experte.

Die Blockchain ist eine verschlüsselte Datenbank, die dezentral auf allen Rechnern eines Netzwerkes gleichzeitig abgelegt wird. Die „Block-Kette“ besteht aus unendlich vielen (Daten-)Blöcken, in denen alle Informationen und Transaktionen öffentlich und dauerhaft im Netzwerk gespeichert werden. Sie können nicht geändert werden, ohne dass es auffällt. Ein spezielles Verschlüsselungsverfahren sorgt dafür, dass der Inhalt leicht ablesbar, aber zugleich schwer manipulierbar ist. Das heißt, Transaktionen sind öffentlich, die Eigentümer*innen und Empfänger*innen dieser Transaktionen sind es nicht.

„Das macht diese Querschnittstechnologie sehr innovativ. Sie dient als Grundlage für neue, digitale Geschäftsmodelle von Start-ups und wird schon heute erfolgreich eingesetzt: Unternehmen können mit ihrer Hilfe auf ineffiziente zwischengeschaltete Instanzen verzichten sowie zum Beispiel Lieferketten schneller steuern und überwachen und die Echtheit von Daten prüfen“, erklärt der Experte.

Mit zunehmender Digitalisierung nimmt auch der Stromverbrauch zu. Der Bitcoin benötigt für seine Herstellung besonders viel Energie. Die Verschlüsselung der Transaktionen läuft über alle Computer im Bitcoin-Netzwerk. Weltweit bestätigen die „Miner“ ihre Korrektheit und speichern sie in einem Block der Kette. Dazu müssen bestimmte hochkomplexe und rechenintensive Rätsel/Rechenaufgaben gelöst werden. Für den Prozess des sogenannten Mining

„Es fehlt ein übergeordneter und geeigneter rechtlicher und regulatorischer Rahmen.“

Dr. Andrew Isaak — Lehrstuhl für Entrepreneurship und Finance



FOTO: ISTOCKPHOTO – BARANZOZDENIK

Damit neue Bitcoins entstehen können rechnen zahlreiche Computer in riesigen „Mining-Farmen“ rund um die Uhr, um die nächste Rechenaufgabe zu lösen.

(deutsch: Schürfen), also der Entstehung von Bitcoins, wird laut Isaak eine immense Rechnerpower benötigt – Lagerhallen voll zusammengeschalteter Computer, sogenannte Bitcoinfarmen – mit einem riesigen Stromverbrauch und entsprechenden CO₂-Emissionen, die Umwelt und Ressourcen belasten. Laut einer aktuellen Studie der University of

Stromfresser Bitcoin

Cambridge fressen diese riesigen Serverfarmen in einem Jahr mehr Strom als die gesamten Niederlande, ein Land mit mehr als 17 Millionen Einwohner*innen. Tendenz steigend, denn je höher der Bitcoinkurs, desto attraktiver für Miner, in mehr Technologie zu investieren. Und je mehr Computer im Netzwerk sind, desto schwieriger werden die Rechenaufgaben und somit braucht es wieder mehr Technologie, um sie erfolgreich zu lösen. Eine Aufwärtsspirale.

Die Blockchain-Technologie mag sicher sein, Kryptowährungen sind es jedoch (noch) nicht. Der Vorteil Anonymität kann auch zum Nachteil und zur Sicherheitslücke

werden: Sie macht Kryptowährungen besonders attraktiv für Kriminelle und ihre Nutzung für illegale Geschäfte. Und immer wieder kommt es zu Cyberattacken und Hackerangriffen. Sowohl Privatanleger*innen wie auch Handelsplätze leiden darunter.

„Es fehlt ein übergeordneter und geeigneter rechtlicher und regulatorischer Rahmen“, so Isaak, „die Bildung und Förderung von gemeinnützigen, international tätigen Organisationen, deren Aufgabe es ist, in diesem Bereich Standards zu definieren, wäre hilfreich.“ Und er plädiert für weitere vertrauensfördernde Maßnahmen, wie z. B. neue, innovative Anlageinstrumente, die eine Risikostreuung im Sinne der Verbraucher*innen ermöglichen, wie auch die weitere Eindämmung von Steueroasen.

Aus Sicht des Experten ist es zudem fragwürdig, dass eine exponierte Einzelperson wie Elon Musk, wenngleich er das Innovationspotenzial dieser neuen Technologie und Märkte erkannt hat, in sozialen Medien über Kryptowährungen marktverzerrende Aussagen treffen darf, wenn er als Tesla-Chef selbst ein beachtliches Interesse daran hat, dass die Kurse steigen. „Das hieß früher mal Insider Trading“, so Andrew Isaak.

Jede Menge Expertise



In vielen und sehr unterschiedlichen Bereichen
in Politik und Medien stellen Forscher*innen der
Heinrich-Heine-Universität ihr Wissen zur Verfügung

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

„Die Wissenschaft sitzt nicht mehr im Elfenbeinturm, sie sitzt in einem Leuchtturm“, sagte Rektorin Prof. Dr. Anja Steinbeck im September 2020 in Steingarts Morning Briefing. Die immer noch aktuelle Corona-Krise hat die Wahrnehmung und das Ansehen von Wissenschaft und wissenschaftlicher Politikberatung deutlich verändert, doch – als hätte sie es geahnt – stärkt die Heinrich-Heine-Universität schon seit längerer Zeit die Wissenschaftskommunikation. Seit 2019 hat sich das Rektorat das Thema zur Aufgabe gemacht – und das umfasst neben dem Dialog mit der Gesellschaft auch die wissenschaftliche Politikberatung, den Austausch mit Entscheidungsträger*innen.

Prof. Dr. Stefan Marschall ist als Prorektor für Internationales und Wissenschaftskommunikation verantwortlich für diesen Bereich. Er möchte die Wahrnehmung der HHU bei politisch Verantwortlichen stärken. Zu Beginn seiner Amtszeit haben er und sein Team erst einmal in einer Umfrage geschaut, welche Formen von Politikberatung es an der HHU überhaupt bereits gibt. „Das war extrem vielfältig und in den Fakultäten sehr verschieden“, so Marschall. „In der Philosophischen Fakultät ist es eher die Präsenz in den Medien, die Ökonom*innen und Jurist*innen hingegen stehen teilweise in engem Austausch mit Akteur*innen des politischen Systems. Die Mediziner*innen und auch die Naturwissenschaftler*innen dagegen haben ihre ganz eigenen Kanäle, hier geschieht Politikberatung meist durch die Fachgesellschaften.“ Die Ergebnisse der Umfrage und die daraus abgeleiteten Ziele des Rektorats gingen ein in das im Juli 2020 veröffentlichte Strategiepapier „Beratende Wissenschaftskommunikation an der HHU“. Darin werden auch die Qualitätskriterien für beratende Wissenschaftskommunikation wie wissenschaftliche Integrität, Unabhängigkeit und Offenlegung von Datenbasis und Methoden erläutert und es heißt: „Ausgehend von unserem weiten

und umfassenden Transferverständnis sehen wir es als unsere Verantwortung, wissenschaftliche Erkenntnisse und Methoden über den Austausch in Lehre und Fachöffentlichkeit hinaus unabhängig und sachorientiert in gesellschaftliche Debatten zu tragen und Orientierungswissen zu vermitteln.“

Bewusstsein schaffen

Die Strategiephase, die in den ersten Monaten das Geschäft des Prorektors prägte, ist abgeschlossen, nun suchen Marschall und seine Referentin Dr. Nadja Wilker ganz konkret nach Wissenschaftler*innen, die sich in die Politikberatung einbringen möchten. „Wir werben auch bei dem wissenschaftlichen Nachwuchs. Ziel ist es erst einmal, ein neues Bewusstsein für die Möglichkeiten zu schaffen und die Chancen, die sich auch für die Forschenden aus dem Austausch ergeben“, beschreibt Wilker.

Marschall sieht eine Aufgabe der Universität darin, die Expertise deutlich zu machen und bei Bedarf zur Verfügung zu stellen. Dass das noch nicht häufiger geschieht, liegt nach seiner Überzeugung an beiden Seiten: „Zum einen fragt die Politik das hier vorhandene Wissen nicht

„Die sozialen Medien bieten großartige Chancen für den Dialog mit der Gesellschaft.“

Prof. Dr. Anja Steinbeck — Rektorin

immer ab, bzw. hat es vor der Corona-Krise nicht regelmäßig getan, zum anderen ist vielen Wissenschaftler*innen aber auch oft nicht klar, dass ihre Expertise auch außerhalb des Wissenschaftssystems höchst relevant ist. Aber für fast alle gesellschaftlichen Bereiche gilt: Die Universität kann durch wissenschaftlichen Input zu evidenzbasierten Entscheidungsprozessen beitragen und damit auch zu rationaleren Entscheidungen ihren Beitrag leisten.“

System Wissenschaft

Beratung der Politik – das bedeutet auch Enttäuschungen und zwar für beide Seiten: Oft sind die Antworten der Expert*innen nicht so eindeutig, wie es sich Politik, noch stärker aber die Öffentlichkeit und manche Medien wünschen. „Einen Grund dafür sehe ich darin, dass es der Öffentlichkeit bisweilen an einem Einblick in

die Funktionsweise des Systems Wissenschaft mangelt“, so Steinbeck. „In der Regel findet das Streiten, Widerrufen und Überarbeiten wissenschaftlicher Theorien und Ergebnisse nicht im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit statt und deshalb kann es auch nicht verwundern, wenn Bürger*innen darauf irritiert reagieren.“ Zumal viele Wissenschaftler*innen mittlerweile auch nicht mehr auf die endgültige Veröffentlichung ihres Papers warten, sondern auch vorläufige Ergebnisse per Twitter, YouTube oder Wissenschaftsblog direkt bekannt machen. „Die sozialen Medien bieten großartige Chancen für den Dialog mit der Gesellschaft“, findet die Rektorin, „die Kehrseite ist aber, dass Ergebnisse verkürzt dargestellt werden und Kontextualisierung manchmal nicht ausreichend erfolgt.“

Soziale Medien dienen als Einstiegstor

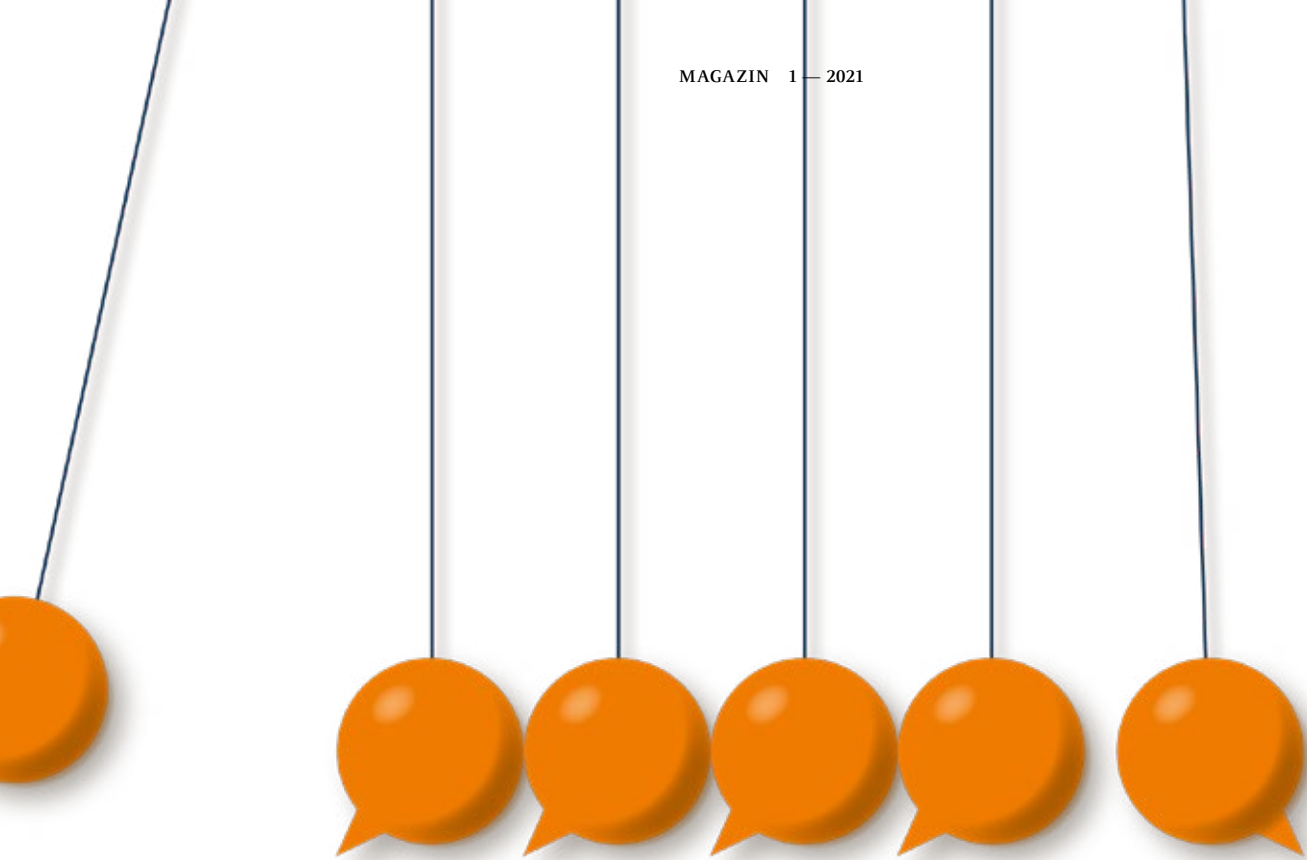
(Soziale) Medien sind häufig ein Einstiegstor in der wissenschaftlichen Politikberatung. „Seit ich bei Twitter aktiv bin, ist die Nachfrage deutlich gestiegen“, sagt etwa der Jurist Prof. Dr. Rupprecht Podszun und auch Ökonomen wie Prof. Dr. Jens Südekum oder Prof. Dr. Justus Haucap erzielen durch Posts in den sozialen Medien häufig das Interesse von Öffentlichkeit und Politik gleichermaßen. „Berichten die Medien über ihre Forschung, wird das auch von der Politik wahrgenommen. Das ist nach meinem Dafürhalten dann durchaus auch eine – indirekte – Form der Politikberatung“, so Marschall.

Ganz wichtig für die Wissenschaftler*innen ist auch stets der reflektierte Umgang mit der Rolle als Beraten-



FOTO: SUSANNE KÜRZ

Seit 2019 hat sich das Rektorat unter Rektorin Prof. Dr. Anja Steinbeck Wissenschaftskommunikation zur Aufgabe gemacht.



de*r. „Man sollte sich erst einmal keine Illusionen machen, dass man jetzt alles mitgestalten könne“, beschreibt Marschall. „Die Gestaltungsmacht liegt ganz klar bei der Politik.“ Er selbst ist seit Jahren sehr regelmäßig in der Politikberatung aktiv, war im vergangenen Jahr etwa bei Anhörungen in den Landtagen von Thüringen und Schleswig-Holstein. „Da ging es um die Frage, wie das Parlament in Krisensituation gestärkt werden kann“, beschreibt Marschall seinen Auftrag. Meist nominieren die im Land- oder Bundestag vertretenen Parteien Expert*innen, die dann eingeladen werden. Bei den Jurist*innen sind zudem die Kontakte zu den Abteilungen, in denen Gesetzentwürfe vorbereitet werden, eng, sodass es hier häufig zu Anfragen kommt. In der Regel werden in einem solchen Fall zehn bis zwanzig Sachverständige um eine Stellungnahme gebeten. Die reichen die angefragten Expert*innen dann ein – und ...? „Man weiß nicht, was damit passiert, wie es intern verarbeitet wird, wie genau das geschieht – das ist für mich auch eine Black Box“, so Marschall. „Ich gebe meinen Input nach bestem Wissen und Gewissen, aber ich bin nicht interessengeleitet und auch nicht Mitglied einer Partei.“

„In der Politikberatung können aber durchaus auch eigene Forschungsinteressen eine Rolle spielen, z.B., wenn das, was im eigenen Forschungsfeld erforscht werden kann, an juristische Grenzen stößt oder in der Gesellschaft eher kontrovers diskutiert wird“, so Wilker. Ein Beispiel ist die molekulare Pflanzenforschung und damit das HHU-Exzellenz-Cluster CEPLAS. Neben zahlreichen persönlichen Einzelgesprächen zwischen CEPLAS-Wissen-

schaftler*innen und politischen Mandatsträger*innen sowie der Zusammenstellung von Informationsbriefen und -materialien veranstaltet der Cluster daher regelmäßig themenbezogene parlamentarische Frühstücke in Berlin. Dort werden im Rahmen eines Frühstücks während der Sitzungswoche verschiedene Aspekte und Handlungsfelder der Pflanzenforschung vorgestellt und gemeinsam mit den eingeladenen Politiker*innen diskutiert. „Dazu

Einsatz für wissenschaftliche Grundlagenforschung

laden wir Abgeordnete etwa aus dem Ausschuss für Bildung, Forschung und Technikfolgenabschätzung und dem Ausschuss für Ernährung und Landwirtschaft ein, informieren über anstehende Themen und klären über die wissenschaftlichen Hintergründe auf“, erklärt Dr. Céline Hönl, die Geschäftsführende Koordinatorin von CEPLAS. Dabei beraten Prof. Weber und seine Kolleg*innen nicht nur über neue Entwicklungen in der Pflanzenforschung, sie setzen sich zugleich auch für die wissenschaftliche Forschung ein. Gerade für die Pflanzenforschung gibt es – etwa im Vergleich mit der Medizin – nur wenige Fördermöglichkeiten. Das Interesse auf Seiten der Politik ist groß: Die CEPLAS-Wissenschaftler*innen werden häufig aufgrund ihrer Expertise zu Expert*innengesprächen und als Diskussionsteilnehmer*innen auf der politischen Ebene eingeladen und können so auch

bei kontroversen, emotional beladenen Themen wie der Gentechnik zu einer faktenbasierten Betrachtungsweise beitragen.

Eine ähnliche Form der Politikberatung strebt die HHU auch für andere Themen an: Gemeinsam mit Marschall hat Wilker ein Beratungsformat für den Landtag aufgebaut, bei dem sich Abgeordnete mit Wissenschaftler*innen verschiedener Disziplinen treffen. Wichtig ist dabei, dass sich die verschiedenen wissenschaftlichen Perspektiven ergänzen, dass etwa das Thema Gesundheit nicht nur von Mediziner*innen behandelt wird, sondern dass dazu auch durchaus die wirtschaftswissenschaftliche Betrachtungsweise miteinbezogen wird. So wie beim letzten Treffen im Februar in diesem Format, als unter dem Titel „Corona im Fokus“ der Einsatz von künstlicher Intelligenz zur Pandemiebekämpfung erläutert wurde. Anwesend waren dazu neben dem Virologen Prof. Dr. Jörg Timm und dem Bioinformatiker Prof. Dr. Alexander Dilthey auch der Kommunikationswissenschaftler Prof. Dr. Frank Marcinkowski. Als „Teil unserer wissenschaftlichen Unterrichtspflicht“, beschrieb Marschall dieses Angebot, das rund zwanzig Teilnehmer*innen (unter ihnen Landtagspräsident André Kuper) das Forum für Fragen an die Experten nutzen, die neben den grundsätzlichen Informationen auch aus gerade aktuell laufenden Studien berichteten.

Wann ist Politikberatung erfolgreich und wie kann ein solcher Erfolg gemessen werden? „Output kann gemessen werden, Outcome nicht“, sagt Prorektor Marschall. Das Ergebnis, etwa in Form von konkreten politischen Entscheidungen, also das Outcome von Politikberatung, ist

„Die Gestaltungsmacht liegt ganz klar bei der Politik.“

Prof. Dr. Stefan Marschall — Prorektor

wenn überhaupt nur verzögert sichtbar. Eine Möglichkeit, die wissenschaftliche Beratungsleistung zu messen, untersucht derzeit das „Transferbarometer“ des „Stifterverbands für die Deutsche Wissenschaft“. Die HHU ist hier deutschlandweit als Pilothochschule für die Qualitätssicherung von Wissenstransfer in die Gesellschaft ausgewählt, mit dem Transferbarometer soll Wissenstransfer erstmals messbar und sichtbar gemacht werden. Ziel

Transferbarometer

ist die Entwicklung eines Baukastens mit Kennzahlen für die Erfassung von Erfolgen und Leistungen im Wissens- und Technologietransfer für unterschiedliche Transferprofile und die anschließende Erprobung. Das Projekt läuft seit Sommer 2020, im 3. Quartal dieses Jahres sollen dann erste Ergebnisse vorliegen. Ein anderes System der Messung findet sich in den Wirtschaftswissenschaften: Hier untersucht das F.A.Z. Ökonomen Ranking, wer in Politik und Medien Gehör findet. So war im vergangenen Jahr Prof. Dr. Jens Südekum einflussreichster Ökonom in NRW, Politiker*innen und Mitarbeiter*innen in den Ministerien nannten ihn häufig als besonders einflussreichen Berater. Ähnlich bekannt und häufig gefragt ist auch der Direktor des Düsseldorfer Instituts für Wettbewerbsökonomie (DICE) Prof. Dr. Justus Haucap.

Darf jeder, der Beratung wünscht, auch von Universitätsangehörigen beraten werden? „Bei staatlichen Einrichtungen oder Gerichten etwa ist das fraglos gut und richtig, etwas anderes ist es, wenn man sich in den Parteienwettbewerb begibt,“ so Marschall, „Man darf ganz klar keine Partei bevorzugen und sollte sich durchaus vorher fragen, für wen man die Expertise liefert und was der Auftraggeber mit den Erkenntnissen machen möchte.“

Auch Medienberichte über Forschung sind für Prorektor Stefan Marschall eine – indirekte – Form der Politikberatung.



FOTO IVO MAYR



„Ich habe gelernt, die Kernbotschaft zu platzieren“

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Der Jurist Prof. Dr. Rupprecht Podszun ist als Experte für Kartellrecht häufig gefragter Berater der Politik. So wurde er Ende 2020 als Sachverständiger im Wirtschaftsausschuss des Deutschen Bundestags angehört, schon 2017 war er in gleicher Funktion bei der 9. Novelle des Gesetzes gegen Wettbewerbsbeschränkung tätig. 2018 hat er für das Bundeswirtschaftsministerium mit zwei Kollegen Vorschläge entwickelt, wie der Verbraucherschutz gestärkt werden kann.



FOTO JULIANE LIEBERS

Wer in die Politikberatung will, muss erst einmal Experte für das eigene Fach sein, sagt Prof. Dr. Rupprecht Podszun.

MAGAZIN Prof. Podszun, was interessiert Sie an der Politikberatung und welchen Aufgaben stellen Sie sich?

Podszun Jurist*innen sind vom Fach her sehr nah dran an Gesetzgebungsprozessen und Politikberatung. Politikberatung heißt für uns oft: Gesetzgebungsberatung. Stellen Sie sich ein Mitglied des Bundestags vor, das die großen Internetplattformen in ihrer Macht begrenzen will. Es hat politisch ein Ziel, kennt sich in dem Bereich vielleicht sogar gut aus – aber es weiß nicht, wie man das Ziel in ein bestehendes rechtliches System übersetzt. Genau das passiert aber bei Gesetzgebung. Da kann ich – hoffentlich – helfen und beraten: zur Systematik des Rechts, zur praktischen Wirksamkeit, zu nötigen Ausnahmen und Unterausnahmen.

MAGAZIN Was sind die Qualifikationen, die man für die Politikberatung mitbringen sollte?

Podszun Sie müssen Fachexperte für Ihr Feld sein. Dann sind Unabhängigkeit, Vertraulichkeit und Vertrauen absolut notwendig. Politiker*innen oder Regierungsbeamt*innen wollen mit Wissenschaftler*innen offen reden können, und auch mit dem Eindruck, dass hier jemand ehrlich ist, keine eigene Agenda verfolgt. Die Vertrau-

Parteiliches Kalkül spielt nur eine geringe Rolle

lichkeit mancher Diskussionen ist übrigens anders als in der Wissenschaft, wo wir es ja gewohnt sind, Sachen offenzulegen, transparent zu diskutieren. Es hilft wahrscheinlich auch, die Dinge einfach zu kommunizieren. Für gewundene, komplizierte Ausführungen, die nicht

auf den Punkt kommen, fehlt die Zeit in der politischen Arena. Ich habe gelernt, die Kernbotschaft zu platzieren. Das kann man übrigens nur, wenn man die Sache wirklich durchdrungen hat. Es ist ja ein Irrglaube, dass gute Wissenschaftler*innen nur diejenigen sind, die möglichst unverständlich formulieren. Das Gegenteil stimmt! Mein Eindruck ist auch, dass ein gewisser Pragmatismus nicht schadet. Seit Jahren setze ich mich zum Beispiel dafür ein, die Ministererlaubnis für Fusionen abzuschaffen. Ich halte das Instrument für falsch. Ich weiß aber inzwischen auch, dass eine Abschaffung nicht durchsetzbar ist. Also helfe ich mit, ein verkorkstes Instrument etwas weniger verkorkst zu machen. Sich stur zu stellen und auf der vermeintlich einzig richtigen Lösung zu beharren, hilft ja nicht weiter. Schließlich hilft mir auch immer das Interesse an politischen Mechanismen: Es ist sehr spannend, in den Maschinenraum der Gesetzgebung zu blicken und festzustellen: Die Akteure da haben alle ihre Eigenrationalitäten und müssen auf Dinge achten, die ich vorher so nicht auf dem Schirm hatte.

MAGAZIN Sind das meist parteipolitische Überlegungen?

Podszun Nicht nur. Aber spannend ist schon der Unterschied zwischen dem öffentlichen Teil eines Gesetzgebungsverfahrens und dem nicht-öffentlichen: Hinter verschlossenen Türen, zu Beginn der entsprechenden Rechtssetzungsverfahren, ist die Diskussionsatmosphäre offen, da geht es wirklich darum, im Gespräch mögliche Lösungen zu entwickeln. Sobald es dann aber in den öffentlichen Raum geht, kommen politische Überlegungen stärker zum Tragen: Was schreiben die Medien? Wie positionieren sich die Verbände? Dennoch war ich gerade bei der letzten Kartellrechtsnovelle wieder begeistert, wie engagiert im politischen Betrieb gearbeitet wird. Wer politikverdrossen ist, sollte sich einmal aus der Nähe anschauen, wieviel Arbeit und Engagement in die Themen gesteckt wird – und wie komplex die Interessen und Abläufe sind.

MAGAZIN Wer fragt an? Die Parteien, die Ministerien? Und wenn sich nach der nächsten Bundestagswahl die Verhältnisse ändern, bedeutet das vielleicht, dass Sie nicht mehr so oft angefragt werden?

Podszun Mir scheint, dass es bei vielen Themen nicht so sehr auf die parteipolitische Ausrichtung ankommt. In meinem Fachgebiet ist der parteipolitische Konsens relativ groß. Manchmal sind die Anfragen zufällig. Da hilft es, in der Fachcommunity sichtbar zu sein. Ich betreibe zum Beispiel einen Kartellrechtsblog, der viel gelesen wird, oder äußere mich in den Medien. So aufreibend

das oft ist, so erhöht es doch auch die Sichtbarkeit. Die Frequenz der Anfragen kann aber stark variieren – im Kartellrecht gibt es derzeit viel zu tun, aber das wird sich auch wieder legen.

MAGAZIN Bringt Ihre Beratungstätigkeit Vorteile für Ihre wissenschaftliche Arbeit, für Ihre Arbeit mit den Studierenden?

Podszun Wenn ich ein fertiges Gesetz sehe, rätsel ich manchmal, warum etwas so oder so gefasst ist. Da hilft es natürlich, wenn man sich zuvor selbst Gedanken gemacht hat, wie etwas formuliert werden könnte. Das bringe ich natürlich den Studierenden nahe. Im letzten Semester habe ich ein Seminar gemacht, bei dem wir unfertige Regelungen diskutiert haben. Gerade bei der Regulierung des digitalen Raums haben ja die jüngeren Leute Sichtweisen, von denen ich eine Menge lernen kann. Politikberatung verändert aber noch weitergehend den Blick aufs Recht: Ich habe sicherlich ein sehr dynamisches Verständnis von Recht. Damit meine ich, dass ich Recht

Nach außen kaum sichtbar

immer als wandelbar ansehe, als Ergebnis eines politischen Prozesses, der auch anders ausgehen kann. Da ist nichts in Stein gemeißelt – auch wenn der Geltungsanspruch von Recht ja eigentlich nahelegt, dass Recht ist, wie es ist. Ich würde mir aber nicht wünschen, dass alle Jura-Professor*innen so an die Sache herangehen. Ich habe größten Respekt vor den klassischen Dogmatiker*innen, die keine Policy Papers schreiben, sondern primär mit dem geltenden Recht arbeiten. Eine Fakultät lebt dann eben von der Diversität der Ansätze.

MAGAZIN Und gibt es auch Nachteile?

Podszun Es ist viel Arbeit, die oft schnell gehen muss. Und die muss trotzdem top durchdacht sein – immerhin vertrauen ja Leute dieser Einschätzung. Zugleich ist die Arbeit nach außen kaum sichtbar. Und man muss anpassen, dass durch die Arbeit nicht eine Nähe zur Politik entsteht, die einen dann im wissenschaftlichen Urteil wieder weniger frei werden lässt.

MAGAZIN Wie ist es mit Ihrem persönlichen Interesse? Gibt es manchmal Aspekte, die Sie unbedingt so im Gesetz stehen haben möchten?

Podszun Schön wär's, aber für so wichtig oder richtig halte ich meine Meinung nun auch nicht. Natürlich ste-

he ich auch für bestimmte Tendenzen. Aber in der Regel versuche ich, mich zurückzuhalten. Eine Ausnahme war ein Papier, das mein früherer Mitarbeiter Tristan Rohner und ich geschrieben haben, in dem wir einen „Commercial Court“ für Düsseldorf gefordert haben – ein neues Gericht für teure Streitigkeiten von Unternehmen, die derzeit fast immer außerhalb der klassischen Justiz, in privaten Schiedsgerichten, verhandelt werden. Der NRW-Justizminister ist darauf angesprungen, und er hat das Thema bis in die Konferenz der Justizminister gepusht. Das war schon klasse! In Baden-Württemberg gibt es inzwischen die ersten Commercial Courts, und so ein klitzekleines bisschen haben wir da mitgeholfen. Das ist aber wirklich die Ausnahme.

„Es ist ja ein Irrglaube, dass gute Wissenschaftler*innen nur diejenigen sind, die möglichst unverständlich formulieren. Das Gegenteil stimmt!“

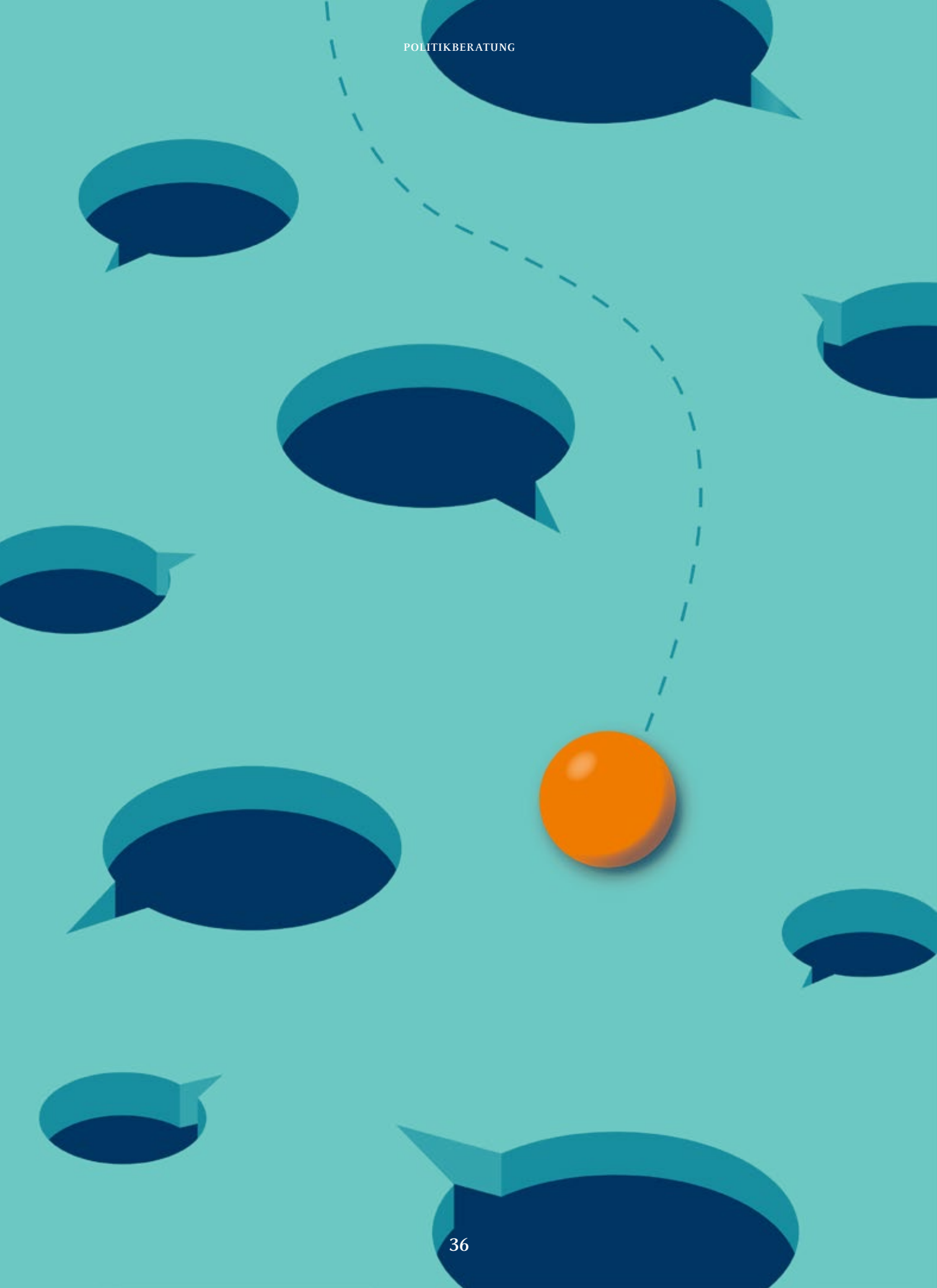
Prof. Dr. Rupprecht Podszun — Jurist

MAGAZIN Und wie sieht die Regel aus?

Podszun Kürzlich stand zum Beispiel die Frage an, ob in bestimmten Verfahren die Beschwerdemöglichkeiten für Unternehmen gegen eine Entscheidung einer Behörde eingeschränkt werden sollten. Durch Einsparen einer Instanz sollen solche Verfahren schneller rechtskräftig abgeschlossen werden. Ich kann sagen, ob ich das für rechtlich zulässig halte. Ich kann auch sagen, ob das ins System passt oder wie das konkret im Gesetz formuliert sein könnte. Aber ob man diesen trade-off will, Beschleunigung versus Rechtsschutzkürzung, das ist eine politische Frage – das sollen bitte die Abgeordneten entscheiden. Das ist vielen Leuten ja durch die Pandemie sehr deutlich geworden: Wissenschaftler*innen geben Einschätzungen, treffen aber deshalb noch lange keine politischen Entscheidungen.

MAGAZIN Genau dieses Fehlen von klaren Handlungsanweisungen wurde aber den Wissenschaftler*innen in den Medien auch oft vorgeworfen...

Podszun Wer das sagt, hat Demokratie nicht verstanden!



Politik beraten? Politik begleiten!

PD Dr. Stefanie Michels arbeitet für eine differenziertere Wahrnehmung der Kolonialgeschichte

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Von der Umbenennung von Straßen bis hin zur deutschen Außenpolitik: das Thema Kolonialismus findet sich zuweilen in der kleinsten lokalpolitischen Entscheidung ebenso wie in den höchsten (außenpolitischen) Höhen. PD Dr. Stefanie Michels ist als Historikerin hierbei oft gefragt, doch als Politikberatung im engeren Sinne möchte sie das nicht bezeichnen. Es ist vielmehr ein Wechselspiel von Politik und Wissenschaft, das sie beobachtet und manchmal auch mitgestaltet.

Anders als in vielen anderen Ländern hat in Deutschland die Auseinandersetzung mit der kolonialen Vergangenheit erst vor wenigen Jahren in der breiten Öffentlichkeit begonnen. „Viele Jahre war es ein Thema von Aktivist*innen. Erst mit dem Bau des Humboldt Forums mitten in Berlin kam ganz plötzlich das Thema ‚koloniales Raubgut‘ im wahrsten Sinne des Wortes in den Mittelpunkt. Da ist die Debatte politisch geworden“, sagt Michels. Sie selbst beteiligte sich daran und schrieb mit anderen Wissenschaftler*innen einen offenen Brief, mit dem im Dezember 2018 die Restitution von kolonialem Raubgut und ein neuer Umgang mit Kolonialgeschichte gefordert wurde. „Da hat die Wissenschaft ein Thema angestoßen und die Politik nimmt es auf. Jetzt kann man aber manchmal den Eindruck haben, dass die Politik die

Wissenschaft überrollt“, so Michels, „was wiederum von manchen Wissenschaftler*innen nicht so gern gesehen wird.“ Mittlerweile ist eine Vielzahl von Institutionen und Programmen geschaffen worden, von der Agentur für internationale Museumskooperationen, über die koloniale Linie im Deutsches Zentrum für Kulturgutverluste bis

Neue Perspektiven

zur Kontaktstelle für Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten. Es fließt Geld. Was aber nicht unbedingt einen anderen Umgang mit der Geschichte bedeute, so Michels' Wahrnehmung. Sie möchte vielmehr neue Perspektiven in die wissenschaftliche Arbeit und den öffentlichen Dis-

„Die Gefahr ist, dass in der aktuellen Restitutionsdebatte ein Bild von Afrika entsteht als einem Kontinent, der alles verloren hat.“

PD Dr. Stefanie Michels — Historikerin

kurs miteinbeziehen, will etwa auch in der Arbeit in deutschen Museen die Kompetenz afrikanischer Wissenschaftler*innen nutzen. „Die Gefahr ist, dass in der aktuellen Restitutionsdebatte ein Bild von Afrika entsteht als einem Kontinent, der alles verloren hat.“ Das greift definitiv viel zu kurz, nötig ist nach Einschätzung der Historikerin eine differenziertere Debatte, die die reiche und vielfältige Geschichte des afrikanischen Kontinents und seiner Beziehungen zur Welt mit einbezieht. Dazu gehört etwa auch, Afrika im schulischen Geschichtsunterricht nicht nur unter der Perspektive „Kolonialgeschichte“ abzuhandeln, „sonst werden nur alte Klischees reprodu-

ziert.“ Zudem ist der Wissensstand über Afrika und seine Geschichte in Deutschland meist sehr gering, was dazu führt, dass jedes Gespräch quasi bei Null beginnt. „Wenn wir ein anderes Level erreichen wollen, dann müssen wir das ändern.“

Zudem sind die verschiedenen Positionen mittlerweile sehr fest, die einzelnen politischen Parteien haben dezidierte Auffassungen, wie mit der Kolonialgeschichte umgegangen werden sollte. „Alles, was von Wissenschaftler*innen gesagt wird, soll dann der einen oder anderen Seite nützen, wird ihr zugerechnet. Aber so einfach ist das nicht“, sagt Michels.

Schulddiskurs

Genauso problematisch ist das Framing der politischen Debatte durch einen Schulddiskurs. Das führt in der Bevölkerung häufig zu einer Abwehrhaltung: „Hört das denn nie auf?“ und suggeriert, dass es mit Restitutions, Entschuldigungen oder Entschädigungen zu einem Abschluss gebracht werden könnte. Auch deshalb fürchtet die Historikerin: „Irgendwann sind die Straßen umbenannt und die Sachen zurückgegeben und es hat sich nichts geändert.“

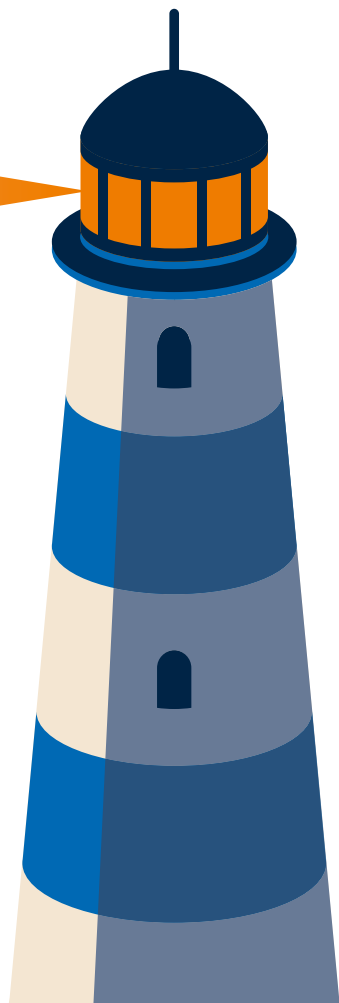
Ganz praktisch wird die Arbeit im Arbeitsbereich Globalgeschichte der HHU, wenn es um die Umbenennung von Straßen und Plätzen geht. Da fragen dann politische Parteien an, so zum Beispiel im Oktober 2018, als Michels von der Grünen Ratsfraktion in Düsseldorf als Expertin in dem Fachgespräch „Umgang mit der Kolonialgeschichte Düsseldorfs“ eingeladen war. Auch hier möchte sie nicht die einfache Lösung, will nicht nur, dass Straßen umbenannt werden und die Geschichte damit „fertig“ ist. „Wichtig ist mir ein nachhaltiges Konzept, das die Auseinandersetzung mit den Akteuren möglich macht und die Bürger*innen zu Diskussionen – gerne auch kontroversen – einlädt.“



FOTO PRIVAT

PD Dr. Stefanie Michels

arbeitet im Institut für Geschichtswissenschaften am Lehrstuhl für Europäische Expansion im 19. und 20. Jahrhundert.



Dr. Melanie Reddig ist Mitglied im CoRE-Forschungsnetzwerk

„Wir beraten uns gegenseitig“

CoRE-NRW („Connecting Research of Extremism in North-Rhine-Westphalia“) heißt das wissenschaftliche Netzwerk, das sich mit den Bedingungen und Formen von Extremismus beschäftigt. Dr. Melanie Reddig (Institut für Sozialwissenschaften) forscht über Salafismus und den politischen Islam und wurde 2016 in das Netzwerk berufen. Hier tauschen sich Wissenschaftler*innen mit dem Verfassungsschutz und Mitarbeiter*innen aus der Präventionsarbeit aus.

„Ziel ist es, die Forscher*innen zu vernetzen und Synergieeffekte zu schaffen, um so bessere Forschung zu ermöglichen“, berichtet Dr. Melanie Reddig. Von der aber nicht nur die Wissenschaft, sondern auch der Verfassungsschutz, also das Innenministerium profitiert. „Unsere wissenschaftliche Arbeit findet viel Aufmerksamkeit“, berichtet die Soziologin, „die Mitarbeiter*innen des Verfassungsschutzes sind sehr interessiert daran, unsere Perspektive auf Extremismus kennenzulernen. Ebenso interessant ist es für uns, die Positionen des Verfassungsschutzes und auch Näheres zur Präventionsarbeit zu erfahren. Alle drei Partner beraten sich hier gegenseitig.“

Unterschiedliche Sichtweisen

Dabei sind die Sichtweisen auf Extremismus deutlich verschieden. Während der Verfassungsschutz klar die Gefährder*innen im Blick hat und in erster Linie die Gefahren für die Öffentlichkeit oder für Einzelne einschätzen muss, blicken die Wissenschaftler*innen aus einer weiteren Perspektive auf die Szene. Reddig selbst hat zudem ein etwas anderes Klientel im Blick, ihr Forschungsgebiet sind nicht die Gefährder*innen, sondern die „Mainstream Salafis“. Also diejenigen, die eine Hinwendung des Staates und der Gesellschaft zur „reinen“ Lehre des Islam fordern und das auch durch Propaganda oder Mission vorantreiben wollen. „Unsere Forschung

über die Mainstream-Salafis sind aber für den Verfassungsschutz und das Innenministerium insofern interessant, weil es immer wieder vorkommen kann, dass sich einige von ihnen weiter radikalisieren.“

Informantenschutz

Etwas ungeklärt ist hingegen der Datenschutz für die wissenschaftliche Arbeit. Die Soziolog*innen verfügen über Interviewmaterial, das nach Reddigs Auffassung durchaus schützenswert ist, auch wenn es dafür derzeit rechtlich keine Regelung gibt. Anders als Pfarrer*innen, Mediziner*innen oder Journalist*innen gibt es für wissenschaftliche Forschung keinen Informant*innenschutz. Wichtig scheint Reddig hier zum einen der Schutz der Befragten, aber auch der Schutz der Wissenschaftler*innen, die ihre Forschung unter ihren Namen veröffentlichen und sich somit auch Gefahren aussetzen.

Insgesamt bringen die Wissenschaftler*innen und die Mitarbeiter*innen aus der Präventionsarbeit nach Reddigs Wahrnehmung eine weitere Perspektive in das CoRE-Netzwerk ein als der Verfassungsschutz gewöhnlich hat: „Wir haben stärker den Einzelnen im Blick, sehen nicht nur die möglichen Gefahren. Ohne die Augen vor den Gefahren zu verschließen, sehen wir manchmal in dem islamistischen Tun jugendliche Rebellion oder Suche nach einer Rolle in der Gemeinschaft.“ V.M.



FOTO PRIVAT

Dr. Melanie Reddig

ist als Akademische Rätin am Institut für Sozialwissenschaften, Abteilung Soziologie tätig.



„Wenn ich
gefragt
werde,
nenne ich
die Fakten“

Als Virologe ist Prof. Dr. Jörg Timm zum Berater geworden

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Prof. Dr. Jörg Timm hat sich sicher nicht danach geseht, in der Politikberatung tätig zu werden. Auch Medienauftritte standen nicht auf der Wunschliste des Virologen. Doch mit Beginn der Corona-Pandemie wuchs das öffentliche Interesse an der Virologie massiv – und Timm wurde von Politik und Medien gleichermaßen angefragt.

Dinge, die wir Virologen sagen, haben mit Corona plötzlich ein neues Gewicht bekommen“ so Timm, „Politiker*innen möchten sich auf Fakten stützen, die es so aber leider nicht immer gibt.“ Denn: Das meiste, das gerade Anfang 2020 auch von Virolog*innen zu Covid-19 gesagt wurde, war abgeleitet aus anderen Pandemie-Erfahrungen. Das Corona-Virus war schlicht zu neu, als dass man vieles ganz detailliert gewusst hätte. Das hat sich nach gut einem Jahr geändert und zwar in einem Tempo, das Timm selbst überascht. „Eigentlich ist es unfassbar, wie unglaublich schnell hier Wissen generiert wurde.“ Trotzdem kann die Virologie viele Fragen nicht beantworten, auch wenn es sich Politik und Medien noch so sehr wünschen. „Der Wunsch nach Klarheit ist sehr groß und ich weiß, dass zum Teil widersprüchliche Aussagen von Virolog*innen auch zu Verunsicherung führen. Aber so ist das nun einmal in der Forschung. Auch in der Virologie gibt es unterschiedliche Stimmen zu dem einen oder anderen Thema“, so Timm. „Wenn ich gefragt werde, nenne ich die Fakten. Ich will aber nicht unbedingt beraten.“ Doch genau das wird immer wieder erwartet. Aber ob man die Schulen schließt oder öffnet, das ist keine rein infektiologische Entscheidung: „Es gibt für beide Meinungen gute Argumente. Deshalb wird so etwas ja eben nicht von Virolog*innen, Pädiater*innen oder Pädagog*innen entschieden, sondern von der Politik.“ Die muss abwägen, auch wenn sie sich zuweilen gerne auf einen infektiologischen Rat verlassen würde.

Gedankenaustausch

Timm gehört zu einem Kreis von Berater*innen des NRW-Gesundheitsministers Laumann, „das ist aber kein offizielles Gremium der Landesregierung, eher ein Gedankenaustausch des Ministers mit Hygieniker*innen und Virolog*innen aus Nordrhein-Westfalen“, erklärt er. Dem offiziellen 12-köpfigen Corona-Expertenrat der Landesregierung, der interdisziplinär besetzt ist, gehört er nicht an. Schon während des Sommers hat der Leiter des Instituts für

Virologie der HHU versucht, Forschungsmittel für eine Genom-Sequenzierung der Corona-Proben zu beantragen – leider vergeblich. Mit der Sequenzierung werden zum einen Mutationen gefunden, zum anderen können so Infektionsketten nachverfolgt werden. „Es hätte uns viel Klarheit darüber gebracht, wer sich wo ansteckt. Durch diese Untersuchungen lassen sich klare Aussagen über das Infektionsgeschehen machen und Ansteckungsketten nachverfolgen.“ Bis Anfang Januar wurde in Deutschland nur jede 1000. Probe sequenziert, in England und Dänemark hingegen jede zehnte. Mitte Januar hat – dank des Auftretens der Mutanten – die Sequenzierung begonnen, „das hätte ich mir deutlich früher gewünscht. Aber so ist das in der Wissenschaft: Mal gewinnt man mit seinen Förderanträgen, mal verliert man.“

Eigentliche Zielgruppe: Wissenschaft

Seine Politikberatung ist für Jörg Timm Teil des Jobs, sicher nicht persönliches Interesse. „Wenn ich um meine fachliche Einschätzung gebeten werde, dann gebe ich die natürlich. Aber: Meine eigentliche Zielgruppe ist die Wissenschaft.“ Und so hätte er auch eine Anfrage des NDR, einen Corona-Podcast zu machen, nicht angenommen: „Das muss man mit großer Ernsthaftigkeit vorbereiten, das kostet sehr viel Zeit. Und bei Christian Drosten haben wir ja gesehen, wie stark er angefeindet wurde und wird“, so der Virologe. „Ich bin froh, wenn alles vorbei ist und wir wieder an dem normalen Programm gemessen werden.“



FOTO UDE

Prof. Dr. Jörg Timm

leitet das Institut für Virologie und ist Mitglied im inoffiziellen Beraterstab des NRW Gesundheitsministers.



ERC Consolidator Grant für
Prof. Dr. Maria von Korff Schmising

Nachhaltigere Landwirt- schaft mit mehrjährigen Getreiden





VON ARNE CLAUSSEN

Alle wichtigen Getreidearten, die heute angepflanzt werden, sind einjährig. Durch Jahrtausende von Selektion und Züchtung wurde ihr Ertrag optimiert. Doch sie haben, gerade auch angesichts schwindender Ressourcen und des sich wandelnden Klimas, deutliche Nachteile. Prof. von Korff Schmising erforscht an der HHU mehrjährige Verwandte der Gerste, da der Anbau mehrjähriger Getreide erheblich nachhaltiger ist.

Einjährige Pflanzen – neben Gerste auch Weizen, Reis und Mais – sind die Grundpfeiler der Welternährung. Das bedeutet, jedes Jahr müssen die Felder neu gepflügt, das Saatgut gesät, gedüngt und Pflanzenschutzmittel ausgebracht werden. Am Ende der Wachstumsperiode verlagern die Pflanzen dann den Großteil ihrer Ressourcen in die Samenkörner; der Rest der Pflanze stirbt ab.

„Dies hat für uns den Vorteil, dass wir einen großen Anteil der während der Saison von der Pflanze erzeugten Ressourcen mit den Körnern ernten können“, so Prof. Dr. Maria von Korff Schmising vom Institut für Pflanzen-genetik an der HHU. „Mehrjährige Pflanzen müssen dagegen einen Teil ihrer Ressourcen aufsparen, um den Winter zu überleben und im nächsten Jahr neu austreiben zu können.“

Ressourcenbilanz beachten

Sind also einjährige Getreide für die Landwirtschaft die erste Wahl, weil wir aus ihnen das Maximum an möglichen Nährwerten gewinnen können? „So einfach ist das nicht“, widerspricht von Korff Schmising, „denn wir müssen die gesamte Ressourcenbilanz betrachten und die Vor- und Nachteile, die die verschiedenen Formen der Landwirtschaft für die Umwelt haben. Bezieht man alle Faktoren – Landmaschineneinsatz, Düngung, Pflanzenschutz, gegebenenfalls Bewässerung – mit ein, so muss bei den Einjährigen mehr Energie (Ressourcen) in den Gesamtprozess gesteckt werden, als letztendlich in Form nutzbarer Feldfrüchte wieder herauskommt.“ Tat-

sächlich ist die heutige Landwirtschaft nicht nachhaltig, es werden Ressourcen verbraucht und Schäden verursacht, die nicht in der Bilanz mitberücksichtigt werden. Hierzu zählt unter anderem der Wasserverbrauch, der Verlust an Biodiversität, Überdüngung von Gewässern und vieles mehr.

Für den Anbau von einjährigen Getreiden muss jedes Jahr der Boden neu gepflügt werden, damit die neue Saat aufgehen und wurzeln kann. Dies beeinträchtigt die Bodenökologie, denn Landmaschinen verdichten die Erde. Es werden Herbizide gespritzt, denn die empfindlichen Jungpflanzen können sich nicht gegen Unkraut durchsetzen. Außerdem muss der Boden gedüngt werden, um in den oberen Erdschichten ausreichend Nährstoffe bereitzustellen. Im Kontext des Klimawandels kommen wir auch möglicherweise nicht um eine vermehrte Bewässerung herum, um in trockeneren Wachstumsmonaten ausreichend Wasser bereitzustellen. Auf diese Weise hat sich eine umfangreiche Landwirtschaftsindustrie eingestellt, die Saatgut, Landmaschinen, Herbizide, Pflanzenschutzmittel und Dünger liefert.

Bei mehrjährigem Getreide sind viele der genannten Arbeitsschritte im zweiten und den folgenden Jahren nicht mehr notwendig. Es werden also erhebliche Mengen an Rohstoffen eingespart, auch der Treibhausgasausstoß des Maschinenparks wird geringer. Und das Grundwasser



Prof. Dr. Maria von Korff Schmising in einer Phytokammer, in der Gerstenpflanzen gezogen werden.



FOTO CHRISTOPH KAWAN



„Hinter den heutigen Weizen-, Gerste- und Reissorten stehen 10.000 Jahre Selektions- und gut 100 Jahre Kreuzungsgeschichte.“

Prof. Dr. Maria von Korff Schmising — Biologin

wird weniger mit Düngemitteln belastet: Mehrjährige Getreide gelangen besser an Wasser und Nährstoffressourcen, denn sie entwickeln komplexe, tiefgreifende Wurzelsysteme, mit denen sie sich die Ressourcen in tieferen Bodenschichten erschließen. Auch haben konkurrierende Pflanzen eine geringere Chance, auf den Böden Fuß zu fassen, so dass weniger Herbizide nötig sind. All dies ist nicht zuletzt vorteilhaft für die Biodiversität, die sehr unter der konventionellen Landwirtschaft leidet.

Komplexes Wurzelwerk

„Ein entscheidender Faktor ist der Erosionsschutz“, betont Prof. von Korff Schmising. Denn ein komplexes Wurzelwerk, das sowohl in die Breite als auch in die Tiefe reicht und mit dem der Nachbarn verwoben ist, hält den Boden viel besser fest als dasjenige von einjährigen Pflanzen. Außerdem liegt der Boden nicht einen großen Teil des Jahres brach wie beim Anbau von einjährigen Getreiden. Gerade in Afrika und in den USA ist Bodenerosion durch Regen und Wind ein massives Problem, regelmäßig werden dort große Mengen fruchtbarer Bodens weggetragen, weil die Pflanzen ihn nicht festhalten.

Doch wenn mehrjährige Getreide so viele Vorteile gegenüber einjährigen haben, warum werden diese nicht schon lange in großem Stil angebaut? „Hinter den heutigen Weizen-, Gerste- und Reissorten stehen 10.000 Jahre Selektions- und gut 100 Jahre Kreuzungsgeschichte, die besonders ertragreiche und widerstandsfähige Pflanzen hervorbrachten. Diese passen hervorragend zu den heutigen Agrarwirtschaftskreisläufen.“

Die Erforschung und Optimierung mehrjähriger Getreide hat gerade erst begonnen, „wir müssen den Vorteil erst einmal einholen“. Um einen Vergleichsmaßstab zu haben: Seit den 1980er Jahren arbeitet das „Land Institute“, eine Non-Profit-Forschungseinrichtung in Salina im US-Bundesstaat Kansas, an mehrjährigem Weizen

Gerste

... und viele andere heutige Getreidesorten wie der Weizen wurden vor rund 10.000 Jahren im sogenannten Fruchtbaren Halbmond domestiziert, einer Region, die sich über die heutigen Länder Irak, Syrien, Libanon, Israel und Jordanien erstreckt. Die Bauern selektierten jeweils die besonders vorteilhaften, ertragreichen oder widerstandsfähigen Pflanzen; seit gut einhundert Jahren werden solche Elternlinien auch gezielt gekreuzt. Die Wildgerste ist zum Beispiel „spindelbrüchig“, d. h. die reife Pflanze wirft ihre Körner ab. Pflanzen, die diese nachteilige Eigenschaft nicht aufweisen – bei der Ernte sollen die Körner am Halm sein –, haben die Landwirte schon vor sehr früh selektiert und gezielt angebaut. Die Getreidesorten, die sich durch diese Selektionen durchgesetzt haben, sind alle einjährig; vielleicht deshalb, weil diese Pflanzen aufgrund des einjährigen Zyklus schneller veränderbar sind.

„Das Land-Institute hat gezeigt, dass es möglich ist, mehrjährige Getreidesorten zu züchten.“

Prof. Dr. Maria von Korff Schmising — Biologin

und Reis. Im Jahr 2019 brachten sie die erste kommerziellen Reissorte PR23 (gemeinsam mit der Yunnan Academy of Agricultural Science) und Weizensorte namens Kernza auf den Markt, die ähnlich ertragreich sind wie einjährige Sorten und die zweimal im Jahr gemäht werden können. Beide Getreidearten überleben im Boden, indem sie Rhizome bilden, aus denen wieder sehr starke neue Triebe wachsen.

Konkurrenzfähiger

„Das Land-Institute hat gezeigt, dass es möglich ist, mehrjährige Getreidesorten zu züchten, die mit herkömmlichen Sorten konkurrenzfähig sind. Nur hat die Agrarindustrie wenig Interesse daran, denn solche Sorten für sie weniger lukrativ sind; die Bäuerinnen und Bauern müssen schließlich nicht jedes Jahr neues Saatgut kaufen,“ betont von Korff Schmising. Bei einer zu erwartenden Nutzungsdauer von fünf Jahren setzen die Saatguthersteller nur ein Fünftel an Saaten ab. Herbizide werden vor allem im ersten Jahr benötigt, und auch die Menge benötigter Landmaschinen zum Pflügen, Spritzen und Düngen ist erheblich geringer.

Deshalb werden Agrarkonzerne kaum die Forschung an mehrjährigen Getreiden voranbringen, dies müssen

öffentliche oder Non-Profit-Organisationen übernehmen. Prof. von Korff Schmising hat hieran einen wichtigen Anteil: „In unserem jetzt mit einem ERC Consolidator Grant geförderten Projekt PERLIFE wollen wir die Gerste und ihre mehrjährigen Verwandten nutzen, um die Genvarianten zu identifizieren, die bestimmen, ob die Pflanzen ein- oder mehrjährig sind und welchen Einfluss diese auf Wachstum und Fortpflanzung haben.“ Der Europäische Forschungsrat fördert das Projekt über fünf Jahre mit rund zwei Millionen Euro. Damit werden ein Postdoc, drei Doktorandenstellen und ein technischer Assistent finanziert.

Herauskommen soll ein Pool relevanter Genvarianten, die in heute genutzte einjährige Sorten eingebracht werden, um die Vorteile der ertragreichen modernen Sorten mit der Mehrjährigkeit zu kombinieren. „Wir wollen ja nicht wieder die Spindelbrüchigkeit einkreuzen, gegen die schon unsere Vorfahren selektiert haben.“ Um das gezielt tun zu können, greift das Forschungsteam an der HHU auf verschiedene moderne biotechnologische Verfahren zurück. Bei der „markergestützten Kreuzung“ werden gewünschte Gene markiert und können in natürlichen Kreuzungen nachverfolgt und schon in jungen Keimlingen selektiert werden. Noch effizienter sind Methoden der Genomeditierung wie CRISPR/Cas9. „Mit dieser Technik kann man viel gezielter als durch Kreuzung die Genvarianten aus den mehrjährigen Gräsern in die Gerste einbringen.“ Zum einen sind Kreuzungen zwischen Arten schwierig und wenig fruchtbar, zum anderen müssen nach der Kreuzung aus einer großen Anzahl von Nachkommen die Geeigneten selektiert werden, was sehr zeitaufwendig ist.

KONTAKT

Prof. Dr. Maria von Korff Schmising
 Institut für Pflanzengenetik
maria.korff.schmising@hhu.de



Day Science und Night Science

Kreativität in der Wissenschaft

VON ARNE CLAUSSEN

In der Wissenschaft steht meist das geplante Vorgehen im Vordergrund: Ergebnisse entstehen systematisch über standardisierte Verfahren. Dass aber das Unsystematische, die Kreativität, einen sehr wichtigen Platz in der Wissenschaft hat und möglicherweise am Anfang jeder bahnbrechenden Erkenntnis steht, wollen der HHU-Bioinformatiker Prof. Dr. Martin Lercher und sein Kollege und Freund Prof. Dr. Itai Yanai von der New York University in einer Artikelserie in der Zeitschrift *Genome Biology* klarmachen.

„Entdeckungen sind qua Definition Erkenntnisse, die vom Erwartbaren abweichen, die überraschen, deren Details unplanbar sind.“

MAGAZIN Sie beschäftigten sich intensiv mit dem Begriffspaar „Day Science“ und „Night Science“ und schreiben dazu eine vielbeachtete Artikelserie. Was bedeuten diese Begriffe?

Lercher Die Begriffe prägte 1988 der französische Mediziner und Nobelpreisträger François Jacob in seiner Autobiografie „Die innere Statue“. „Day Science“ meint die Art, wie Naturwissenschaft heute vor allem dargestellt wird: als systematischer, durchgeplanter Prozess. Vorab aufgestellte Hypothesen werden durch geplante Experimente getestet. „Night Science“ dagegen ist der unsystematische, der kreative Teil der Wissenschaft. Das freie Nachdenken, das Spiel mit Ideen. Überall dort, wo Forschende den Gedanken freien Lauf lassen können: im Sessel, im Wald, unter der Dusche.

MAGAZIN Welchen Anteil hat die „Night Science“ heute am Forschungsprozess?

Itai Yanai (links) und Martin Lercher bei der gemeinsamen Arbeit an einem Artikel zu ‚Day Science‘ und ‚Night Science‘.



FOTO ITAI YANAI

Lercher Das ist kaum zu quantifizieren, denn über den „Night Science“-Aspekt findet man kaum etwas in den wissenschaftlichen Veröffentlichungen. Dort wird beschrieben, welche Hypothese man hatte und wie man diese verifiziert oder auch falsifiziert hat. Beschreibungen von „Night Science“ findet man manchmal in den Autobiografien der Wissenschaftler, wenn sie erzählen, wie sie auf die Idee zu einer großen Entdeckung gekommen sind. Und das ist meist sehr spannend.

MAGAZIN Große, bahnbrechende Entdeckungen brauchen also einen kreativen wissenschaftlichen Prozess?

Lercher „Night Science“ ist überall in der Forschung wichtig, egal ob jemand einen völlig neuen Zusammenhang entdeckt oder sich das Hirn darüber zermartert, wie eine ungewöhnliche Hypothese im Labor überprüft werden kann. Aber am auffälligsten ist die Rolle der Kreativität natürlich bei bahnbrechenden Entdeckungen; bei solchen, die vielleicht sogar in der New York Times und der Tageschau diskutiert werden. Entdeckungen sind qua Definition Erkenntnisse, die vom Erwartbaren abweichen, die überraschen, deren Details unplanbar sind. „Night Science“ ist ein iterativer Prozess, oft eine ausgedehnte Konversation zwischen Daten und Ideen. Ein Beispiel: In einem Vortrag, den ich als Student besuchte, beschrieb der Physik-Nobelpreisträgers Klaus von Klitzing die Entdeckung des Quanten-Hall-Effekts ungefähr so: Ein ganzes Jahr lang dachten die Experimentatoren, die Stufen in ihren Diagrammen rührten von Messfehlern her; nach und nach überlegten sie sich immer neue mögliche Störeffekte und schlossen diese dann aus. Erst als alle Fehler ausgeschlossen waren blieb die Erkenntnis: „Das ist neue Physik.“

MAGAZIN Aber steckt auch eine Systematik hinter der Kreativität?

Lercher Natürlich macht man wissenschaftliche Entdeckungen nicht ohne den großen Werkzeugkasten seines Fachs. Denn um zu erkennen, dass in den Daten etwas Ungewöhnliches, Nicht-Erahtes steckt, muss man ja wis-

sen, was man denn erwarten würde. Das geht nicht ohne tiefe Fachkenntnis.

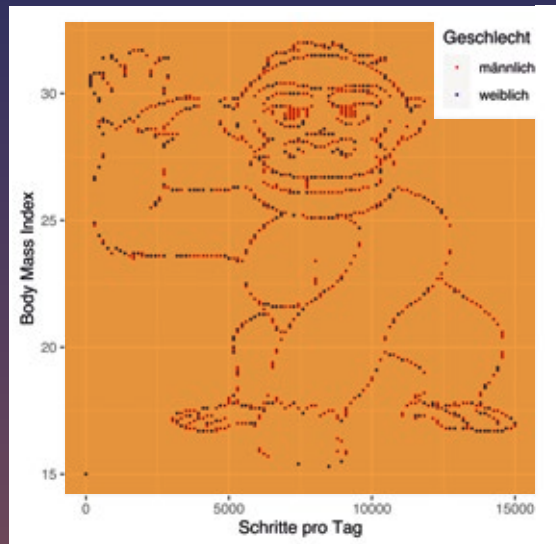
MAGAZIN Was hilft beim kreativen wissenschaftlichen Prozess? Gibt es auch dafür einen Werkzeugkasten?

Lercher Das hängt stark vom Individuum ab. Die Sprache ist aus meiner Sicht sehr wichtig: Während die „Day Science“-Sprache sehr präzise sein muss, hilft bei der wissenschaftlichen Kreativität eine assoziative Sprache, insbesondere Anthropomorphismen. In meinem Forschungsfeld, der computergestützten Zellbiologie, frage ich zum Beispiel: „Was bezweckt die Zelle mit einem bestimmten Verhalten?“ Wenn ich so frage, kann ich Bereiche meines Gehirns für die Wissenschaft aktivieren, die in der Evolution für intuitiven Umgang mit sozialen Situationen entstanden sind.

MAGAZIN Gehen Studierende kreativ an die Wissenschaft heran?

Lercher In einem Interview, das Itai und ich mit Prof. Arjan Raj von der University of Pennsylvania im Rahmen unseres „Night Science“ Podcasts geführt haben, vertrat er die Auffassung, dass wir eigentlich alle als „Night Scientist“ geboren wurden. Diese Kreativität geht aber – leider! – im Studium oft verloren. In einem Experiment mit HHU-Studierenden haben wir festgestellt, dass unsere Studierenden bereits sehr im „Day Science“-Modus sind. Wir haben ihnen einen Datensatz gegeben, den sie analysieren sollten.

„Diese Kreativität geht aber – leider! – im Studium ganz oft verloren.“



GRAFIK: MARTIN LERCHER

In den vorgegebenen Daten versteckte sich das Bild eines Gorillas, den die Studierenden leicht erkennen konnten, wenn sie die Datensätze gegeneinander auftrugen.

Ein Teil der Studierenden wurde allgemein gefragt, was man aus den Daten lernen könne. Der andere Teil erhielt zusätzlich einige Hypothesen, die sie testen sollten. In Wahrheit versteckte sich hinter den Datenpaaren aber, wenn man sie in einem zweidimensionalen Diagramm aufträgt, das Bild eines Gorillas! Der größte Teil der frei analysierenden Studierenden fand den Affen. Viele der anderen waren aber so auf ihre Hypothesen konzentriert, dass sie nicht mal auf die Idee kamen, die Daten entsprechend zu plotten.

MAGAZIN Sie haben zusammen mit Itai Yanai über dieses Experiment in ihrer Artikelreihe in *Genome Biology* berichtet. Der Text „A hypothesis is a liability“ fand enorme Resonanz insbesondere bei Twitter. Laut Altmetrics zählt er zu den 100 am meisten diskutierten wissenschaftlichen Artikeln aus dem Jahr 2020.

Lercher Die Resonanz hat uns selbst erstaunt. Sie zeigt aber auch, dass wir einen wunden Punkt getroffen haben. Viele Kolleg*innen waren begeistert, dass hier einmal die Bedeutung des Freiraums für kreative Ideen in den Vordergrund gestellt wurde, etwas, dem die Wissenschaftler*innen selbst meist zu wenig Beachtung schenken. Wir wollen mit unserer Artikelserie in „Genome Biology“ vor allem Nachwuchswissenschaftler*innen nahebringen, wie wichtig es ist, aus den gelernten Schemata auszubrechen und auch unsystematische Wege zu gehen.

KONTAKT

Prof. Dr. Martin Lercher
Institut für Informatik – Arbeitsgruppe für
Computergestützte Zellbiologie
martin.lercher@hhu.de

Zwölf Jahre Männerkongress an der HHU

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Was 2010 mit sehr viel Aufregung begann, fand 2021 nun einen (vorläufigen?) Abschluss. Nach sechs Männerkongressen verabschiedete sich der Initiator Prof. Dr. Matthias Franz Ende Februar in den Ruhestand – ob und wie es weitergeht, wird man sehen ...

Der erste Männerkongress 2010 mit dem Titel „Neue Männer – muss das sein?“ war ein Aufreger. „Die trauen sich was...“ lautete die allgemeine Meinung; nicht nur die deutschen Medien blickten auf den Düsseldorfer Kongress. „Von Zeit bis Frau TV war alles dabei“, erinnert sich Franz, „wir wurden sehr kritisch beäugt und sogar der Staatsschutz wies damals darauf hin, dass wir etwas vorsichtig sein sollten.“ Mit dem großen Erfolg des ersten Kongresses war klar, dass es weitergehen sollte. 2012 hieß es dann „Scheiden tut weh“ – Jungen und Männer in bzw. nach Trennungssituationen standen nun im Fokus wie auch bei dem darauffolgenden Kongress „Angstbeißer, Trauerkloß, Zappelphilipp“. „Wir wollten uns mit dem männlichen Rollenkäfig beschäftigen und

untersuchen, ob der wirklich so starr sein muss oder wie er vielleicht ein wenig geöffnet werden kann.“ Auf die Jungen und ihr Leiden aufmerksam zu machen, war Franz und seinem Mit-Organisator Dr. André Karger all die Jahre ein wichtiges Anliegen, „Wir wollten immer

Gefahr: Vaterlosigkeit

auch auf die Gefahren von Vaterlosigkeit und familiärer Trennung aufmerksam machen und auf die krankmachenden Aspekte des männlichen Rollenkäfigs hinweisen.“ Was aber bei weitem nicht bedeutet, dass die Frauen und Mütter aus dem Blick gerieten: „Aus Sorge um



FOTOS MICHAELA KYBERE

Rund 400 Teilnehmer*innen waren beim 6. Männerkongress dabei, der coronabedingt online stattfinden musste. Aus dem Studio im ZIM sendete das Kongressteam, einige Referenten waren vor Ort, andere wurden dazu geschaltet. Wie schon in den letzten Jahren war es dem Team auch dieses Mal wieder gelungen, hochkarätige Referenten für den Vortrag zu gewinnen.



Dr. André Karger (oben) und Prof. Dr. Matthias Franz haben den Männerkongress erdacht und interessierte Männer und Frauen immer wieder nach Düsseldorf eingeladen.



die Jungen (und Mädchen) haben Sie ein Hilfsprogramm für Alleinerziehende entwickelt“, so Karger in seinen Abschiedsworten zu Franz. Aus dem Programm PALME (Präventives Elterstraining für alleinerziehende Mütter geleitet von Erzieherinnen und Erziehern), das Franz mit seinem Team seit 2005 entwickelte, wurde vor wenigen Jahren das Bindungstraining „wir 2“, das mittlerweile die gemeinnützige Walter Blüchert Stiftung deutschlandweit anbietet.

Ungesund und gefährlich

Auch Fragen nach der körperlichen Gesundheit standen in den ersten Jahren verstärkt im Fokus (Männer sterben im Schnitt rund fünf Jahre früher als Frauen, die Suizidrate von Männern ist dreifach höher als die von Frauen), doch zehn Jahre nach dem ersten Männerkongress lässt sich hier eine Verbesserung feststellen. „Es gibt immer noch mehr gesundheitliche Probleme bei Männern. Es ist ungesund und gefährlich, ein Mann zu sein, aber in den letzten Jahren tut sich etwas“, so Franz. „So rauchen Männer heute weniger und auch die Inanspruchnahme von psychotherapeutischen Angeboten ist deutlich gestiegen.“

Nach dem Blick auf familiäre Trennung, seelische Gesundheit bei Jungen und Männern, die Polarität von männlicher Sexualität und Bindung und den Zusammenhang von Macht und hegemonial-repressiver Männlichkeit in gesellschaftlichen Krisensituationen ging es nun um den emotional reifen Mann. „Was kann Erotik und schon

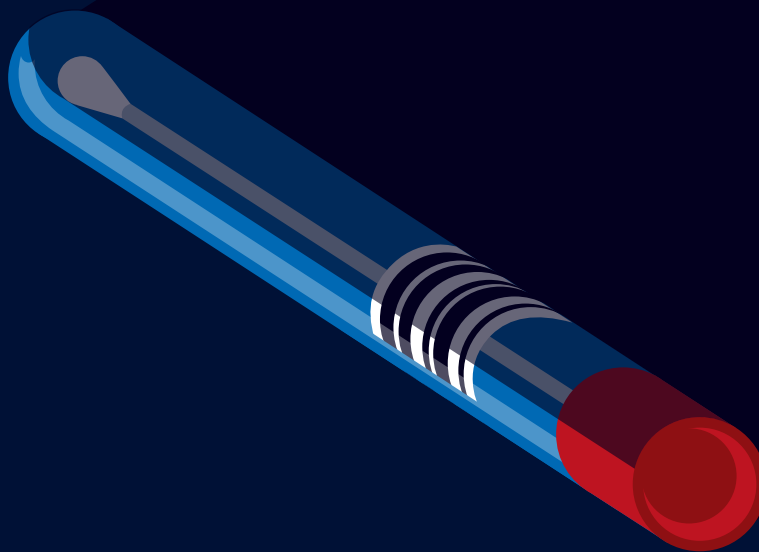
gar männliche Erotik bewirken? Wie wirkt sie? Und wo wirkt sie und wo nicht? Wo fängt sie an und wo hört sie auf? Welche Wege geht sie und auf welche Abwege gerät sie? Wie lässt sie sich aus psychoanalytischer, therapeutischer und kulturwissenschaftlicher Sicht beschreiben?“ erläuterte Franz in seiner Eröffnungsansprache das Programm und wies mit Heine darauf hin, dass sich Erotik und Wissenschaft durchaus nicht ausschließen: „Vernunft verbietet nicht die Sinnlichkeit“, heißt es schließlich in der Harzreise.

„Im Rückblick kann man wohl sagen, dass wir mit unseren Kongressen eine Linie verfolgt haben“, so Franz. „Es beginnt mit der Empörung über die gesundheitliche Benachteiligung von Männern und Jungen und endet nun – ein wenig versöhnlich – mit der Frage nach der männlichen Erotik.“

→ www.maennerkongress-duesseldorf.de

„Wir wollten uns mit dem männlichen Rollenkäfig beschäftigen und untersuchen, ob der wirklich so starr sein muss oder wie er vielleicht ein wenig geöffnet werden kann.“

Prof. Dr. Matthias Franz — Initiator



Hohe Dunkelziffer

Eine repräsentative Studie zeigt viele unbekannte SARS-CoV-2-Erkrankungen

VON SUSANNE DOPHEIDE

Heinrich-Heine-Universität, Uniklinik und Landeshauptstadt Düsseldorf haben eine epidemiologische Studie zur Verbreitung von Antikörpern gegen das Coronavirus SARS-CoV-2 durchgeführt. Das Ergebnis: Es gibt viele bislang unerkannte Covid-19-Infektionen bei jungen Düsseldorfer*innen und Beschäftigten der Feuerwehr und des Rettungsdienstes.

Gemeinsam haben die drei Partner seit November 2020 die Verbreitung von Antikörpern gegen das Coronavirus SARS-CoV-2 in bestimmten Gruppen der Düsseldorfer Bevölkerung untersucht. Diese erlaubt es, neben diagnostizierten Covid-19-Erkrankungen auch bisher unerkannte zu erfassen. Somit ermöglicht die Studie eine genauere Einschätzung des Infektionsgeschehens und eine Annäherung an die Dunkelziffer der Infektionen in der Bevölkerung.

Die Ergebnisse der „SERODUS Studien I & II“ bestätigen in beiden untersuchten Düsseldorfer Studienkollektiven eine hohe Dunkelziffer, die die Bedeutung gezielter Schutz- und Teststrategien unterstreicht. „Wir konnten uns mit den Studien dem Wert annähern, wie viele Menschen tatsächlich bereits eine Infektion mit dem SARS-CoV-2-Virus überstanden haben, – manchmal auch, ohne es zu wissen und ohne Symptome zu zeigen“, sagt der epidemiologische Studienleiter Prof. Dr. Nico Dragano aus dem Institut für Medizinische Soziologie. Und Prof. Dr. Jörg Timm vom Institut für Virologie ergänzt: „Bei ähnlichen

Studien in Deutschland wurden ähnliche Dunkelziffern ermittelt. Wir bestätigen diese Zahlen auch mit unseren Ergebnissen.“

Junge Menschen im Alter von 18 bis 30 Jahren haben in der Landeshauptstadt Düsseldorf die höchste gemeldete Inzidenz von Covid-19-Erkrankungen aller Altersgruppen, sie wurden im Studienarm SERODUS I untersucht. Auch deutschlandweit sind junge Menschen besonders häufig infiziert. Um auch diese Gruppe in der Pandemie optimal zu schützen, braucht es mehr Informationen über die Hintergründe dieser hohen Inzidenzen. In der untersuchten Stichprobe von mehr als 2.000 getesteten Personen, wurden bei 3,1 Prozent der Proben reaktive SARS-CoV-2 Antikörper ermittelt. Nur 43,1 Prozent der betroffenen Probanden mit einem positiven Antikörperbefund wussten, dass sie in der Vergangenheit eine SARS-CoV-2-Infektion durchgemacht hatten. Das heißt, dass in der Studienpopulation auf einen bekannten Fall statistisch gesehen 1,3 unerkannte Fälle (Dunkelfeld) kamen. Diese traten häufiger bei Männern auf.

Junge Menschen sind eine wichtige Zielgruppe

Auffällig waren auch zahlreiche unerkannte bzw. „nicht-diagnostizierte“ Infektionen bei Probanden, die nach eigenen Angaben in der Vergangenheit über einen PCR-Test nachgedacht hatten, bei denen jedoch letztendlich kein Test durchgeführt wurde. Die Studie legt nahe, dass junge Menschen eine elementare Zielgruppe der Prävention in der gegenwärtigen Pandemie sind. „Für uns ist es sehr wichtig, einen Überblick zu erhalten, wie viele Personen tatsächlich infiziert waren und somit Antikörper gegen das Coronavirus gebildet haben. Auf Grundlage der Studienergebnisse können Schutzmaßnahmen angepasst werden“, erläutert der Leiter des Gesundheitsamts Düsseldorf und Studienleiter „Öffentliche Gesundheit“, Dr. Klaus Göbels.

Prof. Dr. Nico Dragano empfiehlt, Testmöglichkeiten zielgruppengerecht zu bewerben, niedrigschwellig anzubieten und die Prävention stärker auf die Bedürfnisse junger Menschen auszurichten. In Bezug auf die gegenwärtige Impfstrategie zeigen die Ergebnisse aber auch, dass selbst in der Gruppe der jungen Menschen mit bekanntermaßen hohen Infektionszahlen nur ein kleiner Teil bereits Antikörper gegen SARS-CoV-2 ausgebildet hat. „Eine Immunisierung über Impfungen ist daher nötig und eine vorgezogene Impfung der 18- bis 30-jährigen wäre zu diskutieren“, so Prof. Dr. Friedrich Böge vom Zentrallabor des UKD.

„Eine Immunisierung über Impfungen ist daher nötig und eine vorgezogene Impfung der 18- bis 30-jährigen wäre zu diskutieren.“

Dr. Friedrich Böge — Zentrallabor UKD

Feuerwehr und Rettungsdienste gehören ebenfalls zu den Gruppen, die im Einsatzdienst hoher Infektionsgefahr ausgesetzt sind, weil sie sich in unklaren Situationen mit direktem Kontakt zu Dritten häufig nur unzureichend schützen können. An der Studie „SERODUS II“ nahmen mehr als 700 Beschäftigte der Feuerwehr Düsseldorf und vom Deutschen Roten Kreuz, der Johanniter-Unfall-Hilfe und des Malteser Hilfsdienstes teil. Mit einer Seroprävalenz, d. h. der Häufigkeit von Antikörpern von 4,4 Prozent war diese Berufsgruppe stärker belastet als die Allgemeinbevölkerung. In dieser Gruppe war nur 41,2 Prozent Personen mit einem positiven Antikörperbefund bekannt, dass sie in der Vergangenheit eine Covid-19-Erkrankung durchgemacht hatten. Es kamen in dieser Gruppe also 1,4 unerkannte Fälle auf einen bekannten Fall.

Hohe Dunkelziffer senken

Die gesamte Studie belegt, dass vermehrte Testung auch deutschlandweit eine erfolgreiche Strategie der Eindämmung der Pandemie ist. Die hohe und die Ausbreitung des Virus begünstigende Dunkelziffer besonders in mobilen Bevölkerungsgruppen bzw. Gruppen mit notwendigem Kontakt zu Dritten, zu verringern kann nur durch die Ausweitung der Testung gelingen.

Weitere Informationen und der Abschlussbericht auf der Webseite der Uniklinik Düsseldorf unter www.uniklinik-duesseldorf.de/serodus

Die Plattform- giganten zähmen



VON CAROLIN GRAPE

Kartellrechtler Rupprecht Podszun hat in seiner Forschung Digitale Dienste wie soziale Medien, Online-Marktplätze und andere Online-Plattformen im Visier.

Sie sind zu unverzichtbaren Akteuren des digitalen Wandels geworden und bringen große Vorteile für die Verbraucher und für die Innovation. Online-Plattformen erleichtern den grenzüberschreitenden Handel und eröffnen vielfältige Geschäftsmöglichkeiten für Unternehmen und Geschäftstreibende. Allerdings ist der Markt auf wenige große Player beschränkt. Die Dominanz der amerikanischen Digitalkonzerne, Google, Amazon, Facebook und Apple ist vielen ein Dorn im Auge mit Blick auf wirtschaftliche Aspekte gegenüber Wettbewerber*innen und Kunden*innen wie auch im Hinblick auf Hass und Hetze. Tut eine stärkere Regulierung not, die diese stärker in die Verantwortung nimmt?

Die Sicherung eines freien und fairen Wettbewerbs steht für ihn an oberster Stelle – Prof. Dr. Rupprecht Podszun, Direktor des Instituts für Kartellrecht, forscht schwerpunktmäßig zu dieser Frage und hat eine klare Haltung: „Die digitalen Plattformen haben außergewöhnliche Leistungen erbracht. Aber inzwischen haben sie eine bedrohliche Machtfülle erlangt. Der freie Wettbewerb ist in Gefahr. Die bisherigen Wettbewerbsregeln und die sogenannte e-Commerce-Richtlinie stammen aus einer Zeit, in der Facebook noch nicht einmal gegründet war. Wir brauchen dringend ein Update und schärfere Kontrollen für sogenannte Gatekeeper.“

Als Sachverständiger hat Rupprecht Podszun den Bundestag bei der Reform des Kartellrechts intensiv beraten. Mit der im Januar 2021 in Kraft getretenen 10. Novelle des Gesetzes gegen Wettbewerbsbeschränkungen (GWB) „hat Deutschland jetzt als erstes Land weitreichende neue Regeln gegen den Missbrauch wirtschaftlicher Macht erlassen, die auf die digitalen Phänomene zugeschnitten sind“, so der Experte.

Gefahr für den freien Wettbewerb

Für das rasche Wachstum und die wirtschaftliche Stärke von Internetplattformen sind vor allem die sogenannten „Netzwerk-Effekte“ verantwortlich: Befinden sich schon viele Nutzer*innen auf einer Plattform, werden weitere angezogen. Der Erfolg wird spiralartig verstärkt: „Beispiel WhatsApp: es ergibt keinen Sinn, zu einem anderen Messenger zu wechseln, so lange dort keiner ist. Je mehr Leute bei WhatsApp sind, desto mächtiger und desto unerreichbarer für andere Messengerdienste wird WhatsApp“, erklärt Podszun.

„Die digitalen Plattformen haben außergewöhnliche Leistungen erbracht. Aber inzwischen haben sie eine bedrohliche Machtfülle erlangt.“

Prof. Dr. Rupprecht Podszun — Jurist

Personenbezogene Daten sind die entscheidende Ressource und werden mithilfe von ausgeklügelten Algorithmen und künstlicher Intelligenz umfangreich analysiert und gewinnbringend genutzt. Zugleich werden Konkurrenzunternehmen aufgekauft und mittels unterschiedlicher Einschlussmechanismen der Wechsel zu anderen Plattformen erschwert – so entsteht eine Machtkonzentration in den Händen weniger. Je größer die Macht, desto leichter ist es, anderen die Bedingungen des Wirtschaftens zu diktieren. „Und das führt dazu, dass der Wettbewerb ausgeschaltet wird“, so Podszun.

Machtkonzentration durch Netzwerkeffekte

Auch im Hotelbuchungsmarkt kann man diese Tendenz zur Machtkonzentration aufgrund der Netzwerkeffekte beobachten: Der Marktführer heißt Booking.com – alle anderen Portale haben mittlerweile deutlich an Bedeutung verloren. „Hotels erreichen darüber jetzt im Vergleich zu früher einen unglaublichen Kundenkreis. Nur leider begeben sie sich damit in die Abhängigkeit. Wenn ein Hotel auf den ersten Seiten der Trefferanzeige, etwa auf den ersten 10 Plätzen, nicht mehr gefunden wird, hat es kaum noch Chancen, Kunden*innen zu gewinnen.“ Bei Google, so zeigen Studien, erhalten Suchergebnisse auf der zweiten Suchseite nur noch unter einem Prozent der Klicks. Allerdings lässt sich kaum überprüfen, nach welchen Kriterien die Reihenfolge im Ranking ausgewählt wird. Entspricht die Rangliste der ersten 10 bis 15 Hotels den individuellen Suchkriterien, beziehungsweise den typisierten Kriterien einer

„Wir rutschen sehr stark in eine Wirtschaft rein, in der andere die Entscheidungen für uns übernehmen.“

Prof. Dr. Rupprecht Podszun — Jurist

Vielzahl von Nutzer*innen, oder erscheinen vielleicht die Hotels ganz oben, die die höchste Provision an Plattform zahlen? „Es ist jedenfalls klar, dass die Provisionshöhe eine Rolle spielen kann in solchen Rankings“, meint Rupprecht Podszun. „Diese Plattformen wirken ja als Vermittler zwischen verschiedenen Marktleistungen, wir nennen das auch ‚Intermediäre‘“. Um beim Beispiel Booking.com zu bleiben: Die Plattform vermittelt den Zugang der Suchenden zum Hotel und umgekehrt und wird damit zum Vermittler für zwei Seiten tätig – das birgt Interessenskonflikte. Für den/die Vermittler*in ist es rational, die Konflikte zugunsten desjenigen aufzulösen, der mehr Profit verspricht. „Inzwischen ist es aber so, dass beide Seiten Vermittler*innen nicht mehr kontrollieren können. Booking.com hat die Macht, das so auszugestalten, wie es für Booking.com am besten ist – und nicht mehr für die Suchenden oder das Hotel. Hier helfen nur klare Regeln.“ Der Wettbewerbsexperte spricht sich für mehr „Fairness“ sogenannter Intermediäre aus, die zwischen anderen Firmen und Verbrauchern stehen.

Massive Abhängigkeit

Neben der Einschränkung des Wettbewerbs beobachtet Podszun auch eine massive Abhängigkeit der Nutzer*innen, deren Entscheidungen oft „vorbestimmt“ werden durch Marktakteure. „Wir rutschen sehr stark in eine Wirtschaft rein, in der andere die Entscheidungen für uns übernehmen. Angenommen, Sie haben ein Smart Home – per Handy können Sie die Jalousien runterfahren oder die Heizung einschalten – zentral gesteuert über ein Google Software-Programm. Auf Basis einer Datenanalyse erfasst das Programm, dass die Heizung nicht mehr richtig arbeitet und demnächst kaputtgehen wird. Jetzt glauben Sie bitte nicht, dass Sie zukünftig

noch entscheiden können, welche Heizungsmonteurfirma Sie rufen! Denn diese benötigt den Zugang zu der Steuerungssoftware. Im Zweifel bekommen diesen ausschließlich Vertragspartner des Softwarebetreibers. Womöglich erhalten Sie nur noch einen Hinweis: Eine Reparatur Ihrer Heizung durch unseren Monteurdienst steht am Donnerstag um 18 Uhr an, laut Eintrag in Ihrem Google-Kalender haben Sie ein freies Terminfenster.“ Für die Verbraucher*innen ist das auf den ersten Blick sicherlich sehr bequem, man muss sich um nichts mehr kümmern. Allerdings kann man auch nicht mitbestimmen, ob dann der/die fachlich Beste kommt, oder der/die für Google Billigste: „Unabhängige Heizungsmonteur*innen müssen nicht mehr um mich als Kunden werben, sondern nur noch darum kämpfen, ins System zu kommen“, sagt Podszun. Die Folge dieser Bequemlichkeit: individuelle Entscheidungsspielräume werden immer kleiner oder verschwinden ganz. „Ich möchte selbst entscheiden, statt als ‚datafiziertes‘ Objekt durch Amazon, Google oder Apple gesteuert zu werden.“

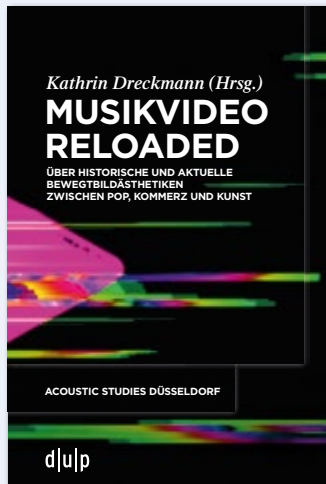
Mehr Befugnisse für Kartellwächter

Wichtig sei, laut Podszun, daher vor allem mehr Offenheit, insbesondere bei Programmierschnittstellen, um auf der technischen Ebene neue Mitspieler*innen auf eine Plattform zu bringen oder sie zu befähigen, Alternativen aufzubauen. Das Recht auf Zugang zu Daten müsse reguliert und die Datenportabilität, also die Möglichkeit für Kund*innen, ihre Daten zu anderen Plattformen mitnehmen zu können, müsse gestärkt werden.

Einige seiner Ideen sind in das neue, nun geltende Kartellrecht eingeflossen. Darin wurden die Missbrauchsaufsicht gestärkt, das Verfahrensrecht reformiert und Verbotsvorschriften für digitale „Gatekeeper“ geschärft. Der neu hinzugekommene § 19a räumt dem Bundeskartellamt erweiterte Befugnisse gegen marktmächtige Unternehmen wie Google und Co. ein und ist laut Podszun eine bahnbrechende Neuerung: „In der ganzen Welt wird verfolgt, wie der deutsche Gesetzgeber versucht, die Plattformgiganten zu zähmen.“

Das nächste Gesetzgebungsprojekt steht schon an: Podszun und sein Team machen sich Gedanken zum Digital Markets Act, mit dem auf EU-Ebene die digitalen Plattformen reguliert werden sollen.

Neuerscheinungen der dup



Musikvideo reloaded – Über historische und aktuelle Bewegtbildästhetiken zwischen Pop, Kommerz und Kunst

Das Musikvideo ist in mehrfacher Hinsicht ein Medium des Grenzfalls. Das mit dem Musikfernsehen vor fast vierzig Jahren etablierte Format ist in seiner klassischen Ausprägung im Zeitalter der digitalen Medienproduktion nahezu obsolet geworden. Zugleich ist dem Musikvideo stets ein ästhetisch subversives Moment zu eigen gewesen, das bis heute gültig ist. Es fungiert als Plattform für Verhandlungen zwischen High and Low Culture. Die Kombination aus traditionell revolutionärem Charakter und heutigen technischen Möglichkeiten führte zu einer diskursiven Überfrachtung des Formats. Eine kritische Auseinandersetzung mit den ästhetischen Konventionen und Grenzüberschreitungen des so plastischen Mediums ist ein Desiderat, dem sich der vorliegende Band widmet. Er versammelt Beiträge renommierter Autor*innen, die die Mediengeschichte, -theorie, aber auch aktuelle Diskursfriktionen innerhalb der Gattung untersuchen.

Die Reihe „acoustic studies düsseldorf“ wird von Dirk Matejovski und Kathrin Dreckmann herausgegeben und wurde im Jahr 2013 begründet. In der Reihe werden Sammelbände und Monographien zu aktuellen medienkulturwissenschaftlichen Diskursen der Sound und Acoustic Studies publiziert.

Kathrin Dreckmann (Hrsg.), 1. Auflage
 Reihe „acoustic studies düsseldorf“, Bd. 3
 Berlin voraussichtlich Mai 2021, Broschur
 ISBN 978-3-11-072718-0
 e-ISBN (PDF) 978-3-11-073062-3 / e-ISBN (EPUB) 978-3-11-073070-8
 EUR 39,95



Scientific writing and publishing in medicine and health sciences. A quick guide in English and German

Schreiben und Publizieren gehören zum Kerngeschäft von Wissenschaftler*innen. Die hohe Qualität von Forschungsergebnissen allein reicht jedoch oftmals nicht aus, um diese in einem renommierten Journal platzieren zu können, denn ganz verschiedene Aspekte nehmen Einfluss auf den Publikationsprozess. Der Weg bis zur Veröffentlichung eines Aufsatzes wird häufig als schwierig und frustrierend wahrgenommen.

Dieses E-Book ist eine Kurzanleitung zum effektiven Schreiben und Veröffentlichen wissenschaftlicher Artikel. Es bietet Autor*innen Schlüsselinformationen zu zwölf Schritten des Schreib- und Publikationsprozesses, vom Anfangen mit dem Schreiben bis zum Umgang mit den Gutachterkommentaren von Journalen. Klar, prägnant und leicht lesbar gibt der Band Hintergrundinformationen („Was Sie wissen sollten“) sowie konkrete Ratschläge („Was Sie tun sollten“) und fasst die wichtigsten zu beachtenden Punkte in Checklisten zusammen. Autor*innen können die Kurzanleitung als Ganzes lesen, sie aber auch als Nachschlagewerk verwenden, um während des Schreibens Ratschläge auf konkrete Fragen zu erhalten. Das E-Book erhöht die Freude am Schreiben wissenschaftlicher Arbeiten und zeigt effektive Methoden zur Veröffentlichung in guten Journalen.

Die Publikation erscheint zweisprachig, in Englisch und Deutsch, und frei zugänglich als Open Access.

Daniel Kotz und Jochen Cals, 1. Auflage
 Berlin voraussichtlich Mai 2021
 e-ISBN (PDF) 978-3-11-072162-1 / e-ISBN (EPUB) 978-3-11-072181-2
 Open Access

Ernennungen

W2

Prof. Dr. Marc Remke

Translationale Pädiatrische Hämatologie und Onkologie
zum 1. Dezember 2020

Prof. Dr. Simone Prömel

Zellbiologie
zum 1. Februar 2021

Prof. Dr. Katharina Erhardt

Wirtschaftspolitik,
insb. Wettbewerbs- und Handelspolitik
zum 1. Februar 2021

Prof. Dr. Janine Maniora

BWL, insbes. Financial Accounting
zum 1. Februar 2021

W3

Prof. Dr. Günter Robert Niegisch

Professur für konservative urologische Onkologie
zum 1. Februar 2021

Todesfälle

Prof. em. Dr. Manfred Grieshaber

ehem. Leiter des Instituts für Stoffwechselfysiologie
† 16. November 2020

Prof. i. R. Dr. Anthony R. Birley

Alte Geschichte, Philosophische Fakultät
† 19. Dezember 2020

Impressum

HERAUSGEBER

Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Stabsstelle Presse und Kommunikation, Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf

REDAKTIONSLEITUNG

Dr. Victoria Meinschäfer

REDAKTION

Dr. Arne Claussen, Susanne Dopheide, Carolin Grape, Achim Zolke

MITARBEITER*INNEN DIESER AUSGABE

Text Katrin Koster

Foto Atelier Alma, Christoph Kawan, Susanne Kurz, Michaela Kyere, Agnes Lucas, Paul Schwaderer, Prof. Dr. Peter Voswinkel, Prof. Dr. Itai Yanai

ART DIREKTION

vista – Digital Brand Content Design studiovista.de

ILLUSTRATION, LAYOUT UND SATZ

Friedrich Breidenich, Romina Iken, Andreas Magino

DRUCK

Clasen Druck GmbH, Spielberger Weg 66, 40474 Düsseldorf

AUFLAGE

4.000 Exemplare

REDAKTIONSANSCHRIFT

Redaktion „Magazin der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf“,
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf,
Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf

victoria.meinschaefer@hhu.de

REDAKTIONSSCHLUSS 2/2021

28. Mai 2021

Das „Magazin der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf“ erscheint dreimal im Jahr. Nachdruck der Teilbeiträge nur nach Absprache mit der Redaktion.



Für dich ist es ein Stich und 45 Minuten deiner Lebenszeit. Für jemand anderen kann es die Entscheidung zwischen Leben oder Sterben sein. Denn: Dein Blut bedeutet Leben. Nicht nur für dich. Durch eine Blutspende kannst du ein Leben retten. Oder mehrere. Das Blutspenden schadet dir nicht. Im Gegenteil: Regelmäßiges Blutspenden regt das Knochenmark zur Blutbildung an,

EIN STICH FÜR EIN LEBEN

Geh' Blut spenden!

so dass sich innerhalb kurzer Zeit die Blutzellen erneuern. Blut zu spenden, ist „Jogging für's Knochenmark“. Zwei Drittel der Menschen in Deutschland brauchen ein Mal im Leben eine Blutspende oder Produkte, die aus einer Blutspende gewonnen werden. Schau dich um. Es könnte jeden treffen. Auch dich. Deshalb: Heute noch informieren! Und morgen Blut spenden.

**Blutspendezentrale
Universitätsklinikum Düsseldorf**

Mehr Infos:

Telefon 0211 81-18575 • blutspendezentrale@med.uni-duesseldorf.de

...oder einfach vorbei kommen:

Mo, Di und Fr 7.15–14.00 Uhr,
Mi und Do 11.30–19.00 Uhr, Sa 7.15–12.00 Uhr

Sie finden uns im Geb. 12.41 (Chirurgie, Erdgeschoss).



Ohne vorherige
Anmeldung!

Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Hochschulinformationstag Digital

26. Juni 2021 10.00–15.00 Uhr



www.hochschulinformationstag.de